XIV. Jahrg. Berlin, den 27. Januar 1906. Nr. 17.

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

	Seite
Topika	129
Vergleichende Geschichtforschung Von Kurt Breysig	137
Universitätreform. Von Ernst Schalk	148
Mozart-Mörike. Von Max Mell	152
Selbstanzeigen. Von Bertha Franzos, Grabowsky, Häfker, Seligmann	154
Das Kalisyndikat. Von Ladon	157
Theater. Von M. H.	160

Nachdruck verboten.

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.

Berlin.
Verlag der Zukunft.
Friedrichstraße 10.
1906.

Hôtel Nürnberger Hof Tucherhaus

Friedrichstrasse 180, Ecke Taubenstrasse

Wein-Restaurant Déjeuner à M. 2,—. Diners, Soupers von M. 3,— an, sowie à la carte

Bier-Restaurant Ausschank der Freih. v. Tucher'schen Brauerei A.-G. Nürnberg. Hell u. dunkel

Beste Küche bei mässigen Preisen. *Fritz Otto.*

Dr. med. A. Smith'sche

Ambulatorien für Herz- und Nervenkranke

Berlin W. 66	Köln 21	Bad Nauheim
Potsdamerstr. 52.	Deutsch. Ring 15.	Briefadr.: Postf. 27.

Ambulat. Nauheim geöffn. April — Okt. im Hause von **Dr. Hofmann's Kuranstalt.**

Funktionelle Untersuchung und Behandlung.

Ausführliches im Prospekt (frei).

Restaurant

Hotel „Der Kaiserhof"

Täglich ***Tafelmusik*** *7—12 abends.*

Eingang Haupt-Portal

Nach dem Urteil bedeutender medizin. Autoritäten ist

Namedy Sprudel

das beste Mineralwasser

für Diabetiker.

Inseraten-Annahme für „Die Zukunft" durch den Verlag der Zukunft Berlin, Friedrichstrasse 10 sowie durch sämmtliche Annoncen-Expeditionen.

Die Zukunft.

Berlin, den 27. Januar 1906.

Topika.

Pitt, der als Organon und als Organisator einer Reichsmacht nicht schwächer, nur, weil er einem gekrönten Narren diente und nicht den dritten, sondern den ersten Napoleon, nicht Virchow, sondern Fox zu bekämpfen hatte, an sichtbaren Siegen weniger reich war als Bismarck, ist in Berlin schlecht behandelt worden. Am dreiundzwanzigsten Januartag war er hundert Jahre tot: und bekam nicht das Grabständchen, auf das der winzigste Centennarheld im Bahrtuch sicher doch rechnen darf. Schweigen; trotzdem die Erinnerung an den Wahlfeldzug, der die Leute der ersten Indiabill niederwarf, zu Vergleichen mit Balfours Schlappe und zur Empfehlung ehrwürdig liberaler Heilslehre bequeme Gelegenheit bot. Warum? Weil Pitt nur so lange nach dem Parteischema liberal war, wie die Sorge für das Staatswohl es ihm erlaubte? Weil der Konvent ihn, dessen Lage, zwischen dem pariser Schrecken und dem irischen Aufruhr, der Wittes ein Weilchen beinahe ähnlich war, als einen Todfeind generis humani geächtet hat? Ein Mann, der nicht jedem Kömmling die Grenze öffnet, der die Preßfreiheit eindeicht, das Versammlungrecht kürzt und dem die Habeaskorpusakte nicht das heiligste Pergament ist, hat, auch wenn er sich einen Whig nennt, von Demokraten keinen Kranz zu erwarten. Doch diesem Mann dankte ein vom Korsentriumph entmuthigter Erdtheil den Entschluß zur Dritten Koalition, dankt Britanien die trotz Gladstone noch feste Finalunion mit Irland und die Finanzreform, ohne die Trafalgar selbst vielleicht nur Episode geblieben wäre. Dieser große William half der Weltreichsidee ins Leben und bekannte als Erster sich muthig zur dogmenlosen Experimentalpolitik; schon deshalb darf sein Name niemals aus dem Buch der Geschichte gestrichen werden. Kein Zweig wissenschaftlicher Erkenntniß, sagt Gentz,

ist im Lauf der Zeiten so oft von ungeschickter Hand verstümmelt worden wie die Politik. Wenn wir die paar Politiker, die als Meister ihres Handwerkes geboren waren, aus dem Gedächtniß entlassen: wer lehrt uns, in deren Sehweite kein Großer wirkt, dann die Kunst des Regirens? Daß Pitt im Kampf gegen die United Irishmen Gewalt und Bestechung nicht scheute, war nicht liberal, doch Regentenpflicht. „Der kluge Politiker klammert sich nicht an starre Grundsätze und wähnt nicht, aus abstrahirter, dürr gewordener Wahrheit unter allen Umständen Richtiges folgern zu können. Er prüft den einzelnen Vorgang, ermißt Ursache und Wirkung und wendet den Blick von lebloser Theorie stets auf die Praxis. Theorien sind leicht ersonnen, doch schwerer durchgeführt. Wer die Handlungen lebendiger Menschen abschätzen und richten soll, muß sich an die Beweiskraft gründlicher Experimente halten und darf sich nicht in den Irrgarten erträumter Hypothesen verlieren. Nur der Pedant bildet sich ein, er könne alle Theile einer politischen Maschine nach seinem Plan bis zur höchsten Vollkommenheit reguliren; er hemmt sie, mit seinen Eingriffen, nur, mehr die Schwierigkeit ihres Ganges und bringt sie schließlich zum Stillstand." Das hat Pitt im Britenparlament gesagt. Klingts nicht fast bismärckisch? Und dürfen wir den Mann vergessen, der in den Tagen der Jakobinertheorie den Frühmorgenmuth zu solchen Worten hatte? Dessen Redensammlung die Bibel moderner Politik ist? Ein Exemplar der Parliamentary Speeches müßte recht schnell als Nationalspende ins Kanzlerhaus.

Veraltet sind sie leider noch nicht. Tag vor Tag werden wir ja genöthigt, alle Ereignisse durch die graue Brille zu sehen; nicht nur die heimischen: auch die in der Fremde. Ein Beispiel. In Frankreich war Präsidentenwahl. Nur zwei Renner an der Startfahne: Fallières, ein bejahrter Dutzendradikaler, Senatspräsident, unbeträchtlich, bieder und bauernschlau; und Doumer, Patriot, Kammerpräsident, vom Wirbel bis an die Zehe ganz Wille zur Macht. Daß die Jakobinerenkel und Geschäftchenmacher den dicken, in jedem Sinn bequemen Weinrentner Fallières vorzogen, war ihr gutes Recht; ein Mann, auf den sie sich verlassen können, der nicht zu viel Platz einnehmen, die Pfaffenverfolgung nicht hindern und sich neben einem strammen General stets unbehaglich fühlen wird. Warum aber mußten wir Neigung und Haß der Leute heirathen, die ganz andere Ziele und Wünsche haben als wir, und täglich lesen, Fallières verdiene die Bürgerkrone, Doumer den Schandpranger? Für den Export eignen sich solche Wahlkniffe doch nicht. Herr Doumer ist offenbar der viel tüchtigere Mann; in Indochina hat ers bewiesen. Vielleicht ein Bischen skrupellos und allzu lüstern nach Ruhm bringender Aktion. Das hätte uns nicht geschadet. Mit solchem Mann, der um jeden Preis für sein Vaterland Etwas wirken

will, wäre eher als mit einem im Parteidrill Ergrauten eine Auseinandersetzung möglich gewesen. Und die brauchen wir, zum Guten oder zum Schlimmen; die Gefahr von Westen darf nicht lange mehr dauern, wenn Deutschland früh genug die Arme frei regen will. Aber Herr Fallières ist ein Bannerträger des liberalen Gedankens, der Klerisei geschworener Feind: also muß aus deutscher Kehle ein Jubelsang seine Wahl begrüßen. Pitt könnte widersprechen. Doch ein Minister, der auf zwei Inseln die politischen Rechte der Katholiken erweitert hat, gölte der Oeffentlichen Meinung als verdächtiger Zeuge.

Uebrigens hat Herr Doumer, für einen von allen Häuptlingen bespienen outsider, recht viele Stimmen bekommen. Wahrscheinlich wärens in Versailles noch mehr geworden, wenn er nicht ein Buch von löblicher Tendenz, doch spottschlechter Sprache auf den Weihnachtmarkt gebracht hätte. Ein Präsident, dessen Stil an üble Feuilletonromane erinnert, ist im Lande Voltaires unmöglich, wo heute noch, wie in Buffons Akademikerzeit, le style est l'homme même. Zu den Toten soll man aber den zähen Indochinesen nicht werfen. Auch nicht sagen, der Präsident der Französischen Republik sei ja nur eine Puppe und deshalb einerlei, wie er heiße. Die Verfassung giebt dem Präsidenten sehr wichtige Rechte. Er verfügt über die bewaffnete Macht, ernennt jeden Beamten und Offizier, kann, wie die beiden Kammern, Gesetze vorschlagen, nach seinem Belieben Minister wählen, an das Land Botschaften ergehen lassen, von beiden Häusern des Parlamentes eine neue Berathung ihm werthvoll scheinender Gesetzentwürfe fordern, beide direkt anreden, zweimal in einer Session auf je einen Monat vertagen und, wenn der Senat zustimmt, die Abgeordnetenkammer auflösen. Das ist schon recht viel; aber noch nicht Alles. Das Beste kommt erst. Der achte Artikel der Verfassung sagt: Le Président de la République négocie et ratifie les traités. Il en donne connaissance aux Chambres aussitôt que l'intérêt et la sureté de l'État le permettent. Herr Fallières könnte also mit England ein Schutz- und Trutzbündniß schließen, das die Republik binden würde und von dem kein französischer Bürger Etwas zu erfahren brauchte; noch heute weiß ja keiner, ob es einen franko-russischen Vertrag giebt und was drin steht. Nicht die Verfassung lähmt den Präsidenten, sondern die Tradition, deren Last jeder neue Inhaber der Würde abschütteln kann. Der Rechtsbezirk ist kaum enger als der einem konstitutionell regirenden König angewiesene. Selbst der nette, korrekte Herr Loubet hat sein Händchen oft im internationalen Spiel gehabt; auch, wie man jetzt hört, in der kritischen Stunde sehr geschickt zwischen seinem Günstling Delcassé und Rouvier vermittelt. Frankreichs Botschafter am Quirinal, der pfiffige Herr Barrère (den ein Offiziöser unseres Auswärtigen Amtes neulich, recht

unklug und taktlos, um eine Bankpfründe werben ließ) erzählt seinen Gästen im Palazzo Farneſe, Delcaſſé habe ſich zum Rücktritt entſchloſſen, als Rouvier ihn in tiefer Rührung ans Herz gedrückt und beſchworen hatte, pour notre mère la France dieſes Opfer zu bringen; denn Berlin fordere es (der Fürſtenhut war in Arbeit) und das Heer ſei, wie Theophil wiſſe, nicht fertig.

Jetzt iſt es fertig. Mit hartnäckigem Eifer behaupten ſelbſt nüchterne Grenzbewohner, daß noch in den letzten Wochen auf beiden Seiten geſchäftige Bewegung zu ſpüren war. Truppenverſchiebungen, Waffenankäufe, Proviantaufträge; ſchlecht verhehlte Unruhe in den bedrohten Provinzen. Und in den Kaſinos ſolls manchmal recht lebhaft geworden ſein. Frankreich, das ſich ſtärker als 1870 gerüſtet fühlt und ſich obendrein im Beſitz des beſſeren Feldgeſchützes und der moderneren Munition glaubt, würde ſich heute ſchwieriger zeigen als vor acht Monaten und ſich kaum noch zu einer Opferkomoedie hergeben. Trotzdem und trotz den ſchwarz verſchleierten Berichten aus Algeſiras bleibt uns der Himmel wohl heiter. Noch hat Deutſchland Glück. Der Burenkrieg, der ohne den Eingriff des Kaiſers nicht ſo früh (und vielleicht niemals) ausgebrochen wäre, wirkt jetzt heilſam für uns nach. Zu lange ſchon wartet britiſche Ungeduld auf die Frucht dieſes Feldzuges. Die Enttäuſchung hat Chamberlains heißen und lauen Freunden mehr geſchadet als die Abkehr vom Evangelium Cobdens. Die Geldquelle rieſelt dünn und die Bilanz der Goldſharesbeſitzer ſieht kümmerlich aus. Der Zollſchutz wird ſich, nach allerlei ſozialiſtiſchen Kurverſuchen, im Lande gefährlich wachſender Arbeitloſigkeit eines Tages durchſetzen. Für einen Krieg aber wird die Maſſe des Britenvolkes einſtweilen nicht zu begeiſtern ſein. In England ein vom Friedensbedürfniß erkürtes Whigminiſterium, deſſen Hirn Asquith, deſſen Mund Churchill iſt; in Frankreich die Regirung von Radikalen und Sozialiſten abhängig, ohne die Möglichkeit, den nationalen Kräfteverfall nach Mills Rath mit einem großen Mittel zu hemmen, und in läſtige Händel mit Venezuela verſtrickt: wer ſolche Chancen nicht zu nützen weiß, hat ſein Diplomatenlehrgeld verzettelt. Hat Fürſt Bülow (oder wenigſtens ſein Radolin) mit den Franzoſen ſchon über die geſteigerte Frechheit der Venezolaner, die Reize der Monroedoktrin und den Werth unblutiger Flottendemonſtrationen geplaudert? „Das, Excellenz, könnte Ihnen nicht mehr paſſiren, wenn Sie alten und neuen Groll begrüben und mit uns einig würden. Amerikas Macht wächſt von Jahr zu Jahr; ſind wir gar noch gezwungen, im Waffengang einander zu ſchwächen, dann verzwergt uns die Politik und die Wirthſchaft.“ Im Hintergrund, als billige Brautgabe, der Verzicht auf Marokko. Nicht nöthig? Wir ſind mit unſerer Situation ganz zufrieden und wollen nur nicht verkannt, nicht argliſtigen Trachtens verdächtigt ſein? Dann muß

außer Pitt auch noch Machiavelli herbei. „Von der Schwindsucht sagen die Aerzte, sie sei im frühsten Stadium schwer zu erkennen und leicht zu heilen, doch später, wenn sie weder bemerkt noch behandelt wurde, leicht zu erkennen und schwer zu heilen. Gerade so gehts mit den Staatsangelegenheiten. Der Kluge (Das eben ist seine Klugheit) sieht die entstehenden Uebel aus der Ferne und kann ihnen drum zu rechter Zeit vorbeugen; werden sie erst erkannt, wenn sie der Menge sichtbar sind, dann bringt sie kein Mittel mehr weg." Il Principe. Den muß der Schwiegersohn Minghettis doch gelesen haben.

Deutschland hat noch immer Glück; darf aber nicht blind darauf bauen. Wunderliche Dinge geschehen. Bei schäumenden Pokalen verbrüdert Wettin sich Wittelsbach, nennt der König von Sachsen sich dem Bayernhaus „unverbrüchlich verbunden". War so feierliche Erwähnung einer nicht anzuzweifelnden Thatsache nöthig? Seit fünfunddreißig Jahren ist ein neuer Staat entstanden, das Deutsche Reich; und daß dessen Glieder zu ewigem Bunde vereint sind, steht schon im ersten Absatz der Reichsverfassung. Die laute Betonung, die Erinnerung (hundert Jahre nach 1806) an eine Waffenbrüderschaft, die weder dem Wachsthum preußischer Macht noch der deutschen Einheit stets förderlich war, mußte auffallen; jetzt besonders dem Ausland. Das liest aus solchen Zufallsworten die Hoffnung heraus, unter der glatten Oberfläche lauerten noch die alten Dämonen, wühle kurfürstlicher Neid noch gegen den Emporkömmling aus der nürnberger Burg. „Die Könige von Napoleons Gnaden fühlen sich auf einander angewiesen und haben nicht vergessen, daß sie älteren Geschlechtes sind als die Hohenzollern": diesen Satz fand ich in einer französischen Zeitung; er konnte uns erspart werden. Der Erbe der Bayernkrone erklärt sich öffentlich für ein Wahlrecht, das der König von Preußen schroff ablehnt; und sein Bekenntniß wird von allen Rednern der Sozialdemokratie als tapfere Mannesthat gerühmt. Warum gab es früher nie ähnliches Aergerniß und warum erleben wirs jetzt so oft? Weiter. Im Reichstag verkündet, ohne äußere Nöthigung, der neue Kolonialdirektor, Erbprinz zu Hohenlohe-Langenburg, in Kamerun drohe der deutschen Herrschaft Gefahr. Auch in Kamerun? Die Hiobspost flattert in alle Winde. Am nächsten Tag bereut und widerruft der Prinz das rasche Wort; so schlimm, sagt er, wars nicht gemeint. Wer glaubts? Wenn man durchaus einen Herrn, dem das koloniale Wesen fremd ist, an die Spitze des heute ungemein wichtigen Amtes bringen wollte, dann mußte man ihn wenigstens bitten, nicht praesente Europa Feuer zu schreien, ehe es wirklich brennt. Ihn auch über die Grenze seines Rechtsreviers nicht im Unklaren lassen. „Ich habe den Gouverneur von Kamerun abberufen. Ich habe diese schwere Verantwortlichkeit nicht gescheut. Ich möchte mir keine Vorwürfe

zuziehen." Der Direktor des Kolonialamtes ist im Grunde nur ein Vortragender Rath des Staatssekretärs; und der Staatssekretär kann im Bereich der Auswärtigen Angelegenheiten zwar den Kanzler vertreten, ihm aber die Verantwortlichkeit nicht abnehmen. Der Kolonialdirektor kann, auch wenn er den Titel Durchlaucht trägt, weder Gouverneure abberufen noch sonst selbständig handeln. In kritischen Tagen können auch kleine Verstöße schädlich werden. Ein leichter Kahn trug im Sturm einst den Kaiser und des Kaisers Glück.

Aber wie soll man die Knechte loben, kommt doch das Aergerniß von oben? Von dem erst kürzere Zeit Durchlauchtigen, der sich selbst so gern den leitenden Staatsmann nennt, kam das betrübendste. Der wünscht längst, als Spezialist für die Behandlung der Sozialdemokratie anerkannt zu sein. Wenn im Reichstag Herr Bebel geredet hat, steht der Kanzler auf und führt seine Klinge (und giebt dem Gegner damit die Bedeutung des Pivot, um den Alles sich dreht). Daran sind wir gewöhnt; trotzdem Graf Posadowsky im Dezember den Nachbar vor dem Wahn gewarnt hat, gegen die proletarische Bewegung sei „mit hohlen Worten" Etwas auszurichten (knapper war die Kritik zweier langen Kanzlerreden nicht zu fassen), wirds auch im neuen Jahr wohl so weiter gehen. Jetzt aber wurde es ärger. Die Sozialdemokratie hatte beschlossen, am einundzwanzigsten Januar in Massenversammlungen gegen das preußische Wahlrecht zu protestiren. Das war zu erwarten. Da sogar der vorsichtig konservative Kaiser von Oesterreich das allgemeine Wahlrecht unvermeidlich und unaufschiebbar genannt hat, hätte eine kühne Regirung im Herbst schon den Preußen dieses Recht erweitert. Sie hat davon nicht so viel zu fürchten wie die besitzende Bourgeoisie; denn in einer nivellirten Gesellschaft, sagt Tocqueville, ist der Besitz das letzte, das einzige Privileg und deshalb allein und schutzlos dem steten Anprall demokratischer Forderungen ausgesetzt. Auch würde die Stoßkraft und Konzentration der rothen Partei gemindert, wenn sie sich noch an ein Dutzend staatlicher und städtischer Parlamente zersplittern müßte. Als die Agitation begonnen hatte, wars natürlich zu spät. Ein Haufe dummen Zeugs ging unter die Presse. Jahrestag der glorreichen russischen Revolution. Petersburger Blutbad. Wir möchten nicht gezwungen sein, russisch zu reden. Et le reste, vom blutgierigen Zarismus bis zum immerhin nur raffgierigen Junkerthum. Nach dem eklen Parteigezänk und dem Froschmäusekrieg ums Centralorgan mußte man wieder mal in großer Gala kommen. Keinem konnte es schaden; das Proletariat ist gegen solche Artikel längst abgehärtet. Wer die von Marxisten organisirten deutschen Arbeiter auch nur ein Bischen kennt, konnte drauf schwören, daß der Ordensfestsonntag ungestört verstreichen werde. Da erschnüffelte irgendwo ein Schreiber, eine große Straßendemonstration sei

geplant und die Menge wolle sogar vors Schloß ziehen. (Und wenn sies gethan, meinetwegen auch eine Deputation an den König von Preußen geschickt hätte: wäre die deutsche Welt dann untergegangen? Die Straße gehört allem Volk und der König selbst hat gesagt, seine Thür stehe jedem Preußen offen.) Dem Gerücht wurde sofort widersprochen. Das konnte genügen; ob der Plan unverändert geblieben oder modifizirt worden war, brauchte uns nicht zu kümmern. Schwarzkünstler machten nun die erste Dummheit. Für Thron und Altar zitternde Redakteure schrien den Bebelischen zu: Ihr wollt, trotzdem Ihrs leugnet, vors Schloß und sinnt auf wüste Putsche! Die offizielle Antwort des Parteivorstandes war: Keine Ansammlung auf der Straße; provozirt nicht und laßt Euch nicht provoziren. Und was geschah nun? Die ganze Garnison der Hauptstadt wurde konsignirt. Die Infanterie erhielt scharfe Patronen, die Kavallerie mußte von zehn Uhr früh an sattelfertig sein. Ausfall der Kirchenparade. Im Schloßhof, außer der auf zwei Compagnien verstärkten Wache, ein ganzes Alexanderbataillon und eine Feldartilleriebatterie, die unter Infanteriebedeckung durch die Straßen geführt und mittags abgelöst wurde. Im Marstall, dicht beim Schloß, eine Ulanenschwadron. In der Nähe ein Garderegiment zu Fuß bereit. Das Schloß, das der Kaiser bewohnt, die ganze Nacht hindurch beleuchtet und gegen Zehn von der Feuerwehr noch einmal vom Keller bis zum Giebel revidirt. Die Bahnhöfe und alle wichtigen Straßen mit starken Polizeiposten besetzt. Fliegende Wachen, Kavalleriepatrouillen, Radfahrer-Ordonnanzen. „Nicht Roß' noch Reisige..." Wers las, glaubte, zu träumen; und fand sich erst wieder in der Heimath zurecht, als er hörte, wie verständig das Polizeipräsidium sich benommen habe. Schon vorher war dort den Reportern gesagt worden: Wir sind sicher, daß nichts passirt, und würden, da unsere Dienstvorschrift für alle Fälle ausreicht, auch wenn wir Störungen fürchteten, keine besondere Vorbereitung brauchen. Das kluge und taktvolle Verhalten der Polizei wurde denn auch von den sozialdemokratischen Rednern laut gelobt. Und das Truppenkommando? Wenn solches Machtaufgebot ihm in der Residenz nöthig schien: war dann nicht eine Vorbereitung möglich, von der selbst die Mannschaft nichts merkte? Und was fürchtete man eigentlich? Einen Sturm auf das Schloß? Kein berliner Arbeiter hat je an so albernes Unterfangen gedacht; keiner zweifelt, daß es auch am Alltag von rasch herbeigerufenen Truppen nach kurzem Kampfe vereitelt würde. Die Genossen halten ihren Rechtsanspruch für vollgiltig, wissen aber, daß auch eines Volkes Recht, wie das persönliche, ein Kraftbegriff ist und von Dem nur behauptet werden kann, der über die nöthige Kraft verfügt; darum, sagt Ihering, trägt die Gerechtigkeit außer der Schale, in der sie das Recht wägt, das Schwert, mit dem sie es erkämpft hat und vertheidigt.

Wie vorauszusehen war, blieb an dem „rothen Sonntag" Alles fein sittsam. Keine Rottung; nicht der kleinste Randal. Ein großer Aufwand zwecklos verthan. Die Sozialdemokratie kann frohlocken; und thuts. Der Literatenhader ist verschmerzt. „Wir sind Kerle! Wenn unser August den Flederwisch lüftet, zieht der Kanzler sofort vom Leder. Wenn wir demonstriren, rüstet die Regirung wie zu einer Feldschlacht. Solche Angst hat sie vor uns. So mächtig sind jetzt die armen Leute. Und da giebts im Gewimmel noch Einen, der unserer Fahne nicht folgt?" Für ein Halbjährchen mindestens haben die Wanderderredner lohnenden Stoff. Der „leitende Staatsmann" muß doch wohl gefragt worden sein, ob er die militärischen Maßregeln billige. Nach mancher Probe seines Psychologenvermögens ist ihm wohl zuzutrauen, daß er nicht abgerathen hat. (Das hätte übrigens nicht genügt. Hier war nur die Kabinetsfrage zu stellen.) Vielleicht versprach sein Scharfsinn sich eine gute Wirkung aufs Ausland. Das glaubt natürlich nicht, daß in Deutschland die Gesellschaftschichten einander so wenig kennen und der ganze Lärm pro nihilo war, sondern staunt fröhlich: „So weit ist es nun schon im Deutschen Reich; Kanonen im Schloß, Ulanen im Marstall versteckt; da bleibt ja Mancherlei zu hoffen." Macht nichts. Die Sozialdemokratie, vernehmen wir, hat sich nun überzeugt, daß in Preußen die Staatsgewalt nicht so leicht zu stürzen ist. Und das Schloß nicht zu stürmen. Das wußte sie vorher nicht. Höchste Zeit, sie es zu lehren.

...Wir haben gesiegt! Der Bote, der von Marathon die Kunde brachte, konnte nicht stolzer lächeln. Nur bleibt immer die Frage, was die Geschichte zu solchen Siegen sagt. In der dritten Januarwoche starb der Freiherr von Richthofen; ein fleißiger und redlicher Mann, von dem selbst die Fachkollegen meinten, er tauge, weil ihm der Diplomatennerv fehle, nicht ins Staatssekretariat des Auswärtigen Amtes. Der Kaiser schrieb ihm, in einer Depesche an den verwaisten Sohn, „seltenes Geschick und hohes Verdienst um des Reiches Wohlfahrt" zu. Der Nachruf des Reichshauptes schloß mit den Sätzen: „Er genoß mein unbedingtes Vertrauen. Unvergessen wird auch stets bleiben, wie der damalige Lieutenant die Fahne des Elften Regiments bei Mars-la-Tour zum Siege trug." Ob damals die preußischen Infanterieregimenter, nicht die Bataillone, Fahnen hatten, werden militärisch Sachverständige entscheiden. Auch der Laie kann aber im ersten Bande des Generalstabswerks lesen, daß am Abend des sechzehnten Augusttages der Angriff des Elften Regimentes leider erfolglos blieb. Die Division Montaudon wehrte ihn ab; unsere tapferen Infanteristen vermochten nur mühsam und unter schweren Verlusten das Vordringen der Franzosen an den Waldwänden von Saint-Arnould zu hemmen; und die von den Elfern angegriffenen Höhen von Rezonville blieben des Feindes Besitz.

Vergleichende Geschichtforschung.

Alle Geschichte ist Werden: ich weiß kein besseres Wort, es als oberstes Gebot über all unsere Forschung zu stellen. Doch daß dem Werden dieses Sinnes die stärkste Wucht, der schwerste Ton gegeben werde, der nur in diesem Wort wohnen mag: Werden als ein stetes, nie abreißendes, nie unterbrochenes Nach- und Auseinander der sich folgenden menschlichen Dinge. Daß ihr Nacheinander in Wahrheit ein Auseinander ist, werden wir nie beweisen können, werden es dennoch immer hinnehmen müssen als die einzig mögliche Erklärungformel der tausend Räthsel, mit denen unser eigenes Thun uns rings umgiebt. Und eben aus der Nothwendigkeit dieses Hinnehmens, aus der Unmöglichkeit, die Verursachtheit alles Geschehens beweisen zu können, folgt die Forderung an den Geschichtforscher, daß er das Nacheinander so ordne, wie es am Wahrscheinlichsten als ein Auseinander zu deuten ist.

Wenn unter Entwickelung nicht nur Veränderung und nicht nur in sich zureichend verursachte Veränderung zu verstehen ist, sondern wenn dem Begriff auch die Vorstellung einer wenigstens zum Theil vorhandenen Einheit, ja, Identität zwischen dem Neuen und dem Alten zukommt, die das Wort selbst aus seinem pflanzenmäßigen Ursprung zu seiner heutigen höheren Bedeutung gehoben hat, wenn Entwickelung heißt, daß das Spätere zum Theil das Selbe ist wie das Frühere, wie der aufschießende Sprößling zum Theil das Selbe ist wie der Keim unter dem Boden und die Blüthe zum Theil das Selbe ist wie die Knospe, — so muß Entwickelungsgeschichte vor Allem vergleichen. Denn da unser Erkennen zu schwach ist, den Zusammenhang von Ursache und Wirkung zu begreifen, zu beweisen, so müssen wir uns an dem Ordnen, an dem Aneinanderreihen der Dinge genügen lassen. Deshalb ist Entwickelungsgeschichte vergleichend, mehr noch ordnend. Kein Schelten auf System und Systematik wird den Geschichtforscher von der Pflicht entbinden dürfen, immer klare, feste Maßstäbe an den überlieferten Wirrwarr von tausend mal tausend Thatsachen zu legen und durch die Herstellung eines peinlich genauen Gradnetzes von immer wiederkehrenden Fragen diesem selben Wirrwarr die Antwort abzulocken. Wenn Friedrich Nietzsche, in der schönen Ungeduld und Unsorglichkeit seines Geistes, der von hundert Bestätigungen der Erfahrungwissenschaft meist nur eine abzuwarten vermochte, aus dieser seiner Noth eine Tugend machte, so deckt er dadurch zwar die zahllosen Irrthümer seines Erfahrers nicht zu; aber es ist das Recht des Genius, so dem Angriff den eigenen Angriff als Vertheidigung entgegenzusetzen. Doch es ist nicht Recht, daß sonst ruhiger urtheilende Richter sich heute auf Nietzsche berufen, wenn sie auf die vergleichende Geschichtforschung schelten.

Alle Vergleichung strebt dem innersten Sinn nach zur Aufsuchung von

Gemeinsamkeiten. Aber sie thut es nicht allein um der Gemeinsamkeiten, sondern mehr noch um der zarteren, feineren Verschiedenheiten willen, die dann erst erkennbar werden, wenn seine Gemeinsamkeiten ausgeschieden sind. So ist denn auch das erste Ziel der beiden kurzen Schriften,*) von deren Absicht und Frucht ich heute Bericht erstatten will, gewiß, Gemeinsamkeiten aufzufinden, wo immer ich sie zu sehen vermag; aber man thut mir Unrecht, wenn man mich unempfindlich gegen den Reiz der Besonderheit schilt. Nur ist, meine ich, der beste nicht allein, nein: der einzige mögliche Weg, um irgend eine Einzigkeit im geschichtlichen Leben aufzufinden und sie gegen jede Anzweiflung sicher zu stellen, daß zuerst die neunundneunzig Hundertstel von Massenerscheinungen, Wiederholtheiten, Gemeinsamkeiten festgestellt werden.

So ist denn auch das erste Büchlein seinem Wesen nach fast gänzlich den Gemeinsamkeiten geschichtlicher Verläufe gewidmet. Es will nachweisen, daß alle Rassen, alle Volksstämme, im Großen und Ganzen gesehen, die gleiche Entwickelungrichtung, nur sehr verschiedene Entwickelungsgeschwindigkeiten haben. Es überschreitet die bisher so ängstlich eingehaltene Grenze weltgeschichtlicher Betrachtung auf Europa und einige Theile des vorderen Orients und will den ganzen Erdball umfassen. Es ordnet der Urzeitstufe alle heute lebenden Naturvölker zu. Es sucht als nächsthöhere Stufe die Reiche wachsender oder starrer Königsherrschaft zu erkennen und reiht hier die Königreiche der afrikanischen Neger als Keimformen mit den altamerikanischen Völkern, den Mongolen-Reichen und den Königthümern der Egypter, Babylonier, Perser zu einer Gruppe, der Rußland angeschlossen ist. Immer ist der Abstand der Jahrhunderte, der Räume bei Seite gesetzt: die einzige Zeitrechnung, die Bestand hat vor eindringlicher Betrachtung, die der Lebensalter, der Entwickelungzeiten, bleibt maßgebend. Eine Mittelalterstufe bringt den Kreis der außereuropäischen Geschichten zum Abschluß: Inder, Japaner, Juden, Araber, Polen sind hier zusammengeordnet, die Polynesier als Vertreter schwacher Keimformen vorangeschickt. Den Beschluß machen die europäischen Völker, die in zwei Staffeln: der griechisch-römischen und der germanisch-romanischen, den gleichen Weg der stufenreichsten Entwickelung, der zu jenen älteren noch die Lebensalter der neueren und neusten Zeit fügt, zurückgelegt haben.

Von den einzelnen Entwickelungreihen, aus denen jede Volks-, jede Rassengeschichte zusammengeflochten sind, kann dieser flüchtige Versuch nur zwei mit etwas sichereren Strichen zeichnen: die Verfassungsgeschichte im handelnden, die Glaubensgeschichte im geistigen Leben der Völker. Alle anderen Linien sind wenigstens angedeutet: auch Dies eine Frucht der zu Grunde liegenden ganz systematischen Absicht und, wie ich meine, ein unentbehrliches Erforderniß

*) Der Stufenbau und die Gesetze der Weltgeschichte (Oktober 1904); die Entstehung des Gottes-Gedankens und der Heilbringer (Juli 1905): Berlin, Bondi.

für ein vollständiges Geschichtbild. Denn will vergleichende entwickelnde Geschichtforschung sich zur allgemeinen Geschichte erheben, so kann sie an äußerer Ausdehnung erst stillstehen, wo die Grenzen des Erdkreises ihr Halt gebieten, an innerer erst, wenn sie alle Formen menschlichen Dichtens und Trachtens umfaßt hat.

Wer Freude hat an der unendlichen Farbenfülle geschichtlichen Geschehens, wird auch dann, wenn er die Gemeinsamkeiten, die Wiederholtheiten der geschichtlichen Verläufe zuerst und zuletzt aufzudecken trachtet, nicht Gefahr laufen, der schönen Buntheit des Einzelnen und Besonderen Gewalt anzuthun. Nur muß ich freilich bitten, daß man mich beim Wort nehme und mir nicht Gewaltsamkeiten unterschiebe, deren ich mich wirklich nicht schuldig gemacht habe. So hat mir jüngst in der „Zukunft" Oppenheimer, bei dessen Weitblick und Verständniß auch mein Versuch im Allgemeinen wohlwollende Aufnahme gefunden hat, drei grundsätzliche Vorwürfe gemacht: und alle drei treffen meine Darlegung gar nicht. Er nennt mich einen Pessimisten, da bei der von mir behaupteten Gleichläufigkeit alt- und neueuropäischer Geschichte auch den Germanen ein früher Völkertod geweissagt sei: ich sage im Gegentheil (auf Seite 118), daß vielleicht schon von heute ab diese Gedoppeltheit des Entwickelunglaufes aufhöre, daß also nun unsere Linie auf eigenen Bahnen höher ansteigt als die der Alten. Ich denke auch, zweitens, nicht daran, daß, wie Oppenheimer sagt, die Menschheit immer von Neuem die selbe Kreisbahn durchlaufen müsse, nie ans Ziel gelangen könne. Sondern ich denke, daß nun der Weg in unbekannte, unerhörte, ungeschaute Weiten laufen wird. Und endlich habe ich nie die antike Sklaverei und das moderne Proletariat einander gleichsetzen wollen: ich habe vielmehr, unter Hinweis auf Oppenheimer (auf Seite 80), der diesen Gegensatz immer mit Recht scharf herausgetrieben hat, die innerste Verschiedenheit Beider stark hervorgehoben. All diese Einwände aber lassen sich auf eine Wurzel zurückführen: ich wollte mit der Stufenfolge nicht ein Gesetz schematischer Gleichheit, sondern einen zwar festen, aber weiten Rahmen aufstellen, in dem alle bunte Mannichfaltigkeit der gewesenen Dinge doch noch Spielraum findet. Warum aber aus einem Bild zuerst die Nuance wegwischen, auf die es ankommt, und es dann als plump oder verfälscht schelten?

Wenigstens einige Versuche grundsätzlicher Aufsuchung der Einzigkeiten sind hier gemacht: es ist ein Bild der Rassenverschiedenheiten entworfen, nachdem eine Fülle von angeblichen Rassenunterschieden auf Das, was sie in Wahrheit sind, auf Stufenverschiedenheiten zurückgeführt ist. Zuletzt aber drängt die Darstellung doch wieder dem eigentlichen Ziel zu: eine Anzahl von geschichtlichen Gesetzen sucht die vorläufig für gemeinsam erkannten Theil-Entwickelungen in Formeln zu fassen; und darüber erhebt sich eine zweite Reihe von Gesetzen höheren Grades, die selbst jene erster Ordnung als Stoff ansehen, der unter noch höhere Gesammtbegriffe zu bringen ist.

Man hat diese Benennung vielfach angegriffen: auch Freunde wünschten den minder anspruchsvollen Namen Regeln. Doch, finde ich, liegt hier eine unzulässige Einschränkung des Begriffes Gesetz vor: sobald nur ein Zwang in der Aufeinanderfolge von Zuständen oder Geschehnissen zu beweisen ist, darf und soll von einem Gesetz gesprochen werden. Es ist nicht abzusehen, warum in der Naturforschung, die hier, wie immer, die deutlichsten Seitenstücke zu den Forschungweisen der Geisteswissenschaft darbietet, nur etwa die physikalischen und chemischen Erscheinungen Gegenstand des Gesetzes werden sollen, nicht auch die biologischen oder geologischen. Man hat erklärt, die Zusammenhänge, die durch diese geschichtlichen Gesetze erster Ordnung erfaßt würden, seien zu eng begrenzte, kurzathmige. Aber damit wird der Unterschied verkannt: die physikalischen und chemischen Gesetze, die man als allein giltigen Maßstab für Gesetze jeder Art hinstellt, betreffen eher noch knapper bemessene Vorgangsfolgen.

In Natur- wie Geisteswissenschaften müssen vielmehr zwei Gruppen von Gesetzen unterschieden werden: Entwickelungsgesetze und Vorgangsgesetze. Die chemischen und physikalischen Gesetze in der Natur-, die seelenkundlichen Gesetze in den Geisteswissenschaften sind Vorgangsgesetze: sie handeln von dem Verhalten letzter körperlicher oder seelischer Einheiten und den eben so einfachen Vorgängen, die sich zwischen ihnen abspielen. Alle geologischen, alle biologischen und alle geschichtlichen Verläufe können nur unter Entwickelungsgesetze gebracht werden: im Grunde selbstverständlich; denn da die Erdgeschichte, die Lehre vom Entstehen der Gestirne, wie sie Astronomen und Geologen, die biologische Entwickelungsgeschichte der Arten, wie sie Botaniker und Zoologen, und der Einzelnen, wie sie die Anatomen nach Darwin treiben, und endlich die Entwickelungsgeschichte der Menschheit und der Völker, wie sie sich heute durchzusetzen beginnt, alle von einem Werden handeln, so können die von ihnen gefundenen Regeln nur Wachsthums-, Werdens-, Entwickelungsgesetze sein. Zugleich ist damit zugegeben, daß es sich bei diesen Regeln immer um Theile gewisser Gesammtverläufe handelt und nicht um einfache, sondern vielfach zusammengesetzte Vorgänge.

Ganz unbillig aber ist die Ablehnung des Namens und Begriffes Gesetz, seiner Wucht und seines Nachdruckes für die eine Gruppe von Vorgangsregeln. Wenn Gumplowicz, dessen Forschung oft einseitig und willkürlich ist, oft auch auf allzu schmaler erfahrungwissenschaftlicher, also geschichtlicher Grundlage ruht, die mir aber immer verdienstvoll erschienen ist, zu diesem Schluß kommt, so sind die Gründe dafür gar nicht abzusehen. Die soziologischen Gesetze Ratzenhofers, die er als Muster aufstellt, sind von der selben betrüblichen Plattheit und Selbstverständlichkeit wie die Buckles, die den ersten Versuch, geschichtliche Gesetze aufzustellen, um alles Ansehen gebracht haben. Gelingt es der ja heute erst kinderjungen Gesellschaftwissenschaft überhaupt,

Gesetze aufzustellen, so werden es allerdings nur Vorgangsgesetze sein können: denn die Gesellschaftwissenschaft sucht da die letzten und einfachsten Kräfte und Formen des gesellschaftlichen Lebens auf, wo die Geschichte nur das Werden der bestimmten einzelnen Gebilde und ihrer vielfach zusammengesetzten Gegebenheiten schildert. Aber um so deutlicher ist der Gegensatz. In Wahrheit handelt es sich auch hier natürlich nur um einen Gradunterschied: zunächst ist das Entwickelungsgesetz selbstverständlich nur eine besondere Gattung der Vorgangsgesetze weiteren Sinnes: Entwickelung ist Vorgang. Ferner wird eben die Gesellschaftwissenschaft auch dann, wenn sie die Dinge auf ihre letzten Einheiten zurückführt, immer noch mit Zusammengesetztheiten rechnen müssen im Vergleich mit der Seelenkunde. Der Persönlichkeitdrang etwa, der im Sinn der Gesellschaftwissenschaft eine Grundkraft ist, ist, vom Standpunkt des Seelenforschers gesehen, ein unendlich zusammengesetztes Gebilde der Seele.

Die Entscheidung darüber, ob eine Regel in der Aufeinanderfolge von Ereignissen den Namen Gesetz verdient oder nicht, sollte doch nur von einem Merkmal abhängig gemacht werden: von ihrer Zwangmäßigkeit. Wenn die Sternkunde zu der Ueberzeugung gekommen ist, daß in der Geschichte der Gestirne sich gewisse Gasentflammung-, Erstarrung-, Abkühlung-Verläufe stets wiederholen, so ist nicht abzusehen, warum für diese Regel nicht der Name Gesetz eben so in Anspruch genommen werden soll wie für das physikalische Gesetz der Schwere: nur bezeichnet das eine einen vielfach zusammengesetzten, das andere einen einfachen Vorgang. Unzweifelhaft haftet diesen naturgeschichtlichen ganz eben so wie den menschheitgeschichtlichen Entwickelunggesetzen der Mangel eines minder zahlreichen Beobachtung- und Fälle-Vorrathes an. Besonders die Entwickelungsgeschichte der Thier- und Pflanzenarten kann, wie bestimmte Theile der Entwickelungsgeschichte der Völker, nur in sehr wenigen Reihen beobachtet werden: aber die Wucht gesetzlichen Zwanges wird unsere an sich freilich begrenzte Erfahrung ihnen trotzdem nicht absprechen dürfen.

Einen Einwand von ganz kindlicher Harmlosigkeit hat man mir gemacht: wie könne ich Gesetze über die Entwickelung der Familie aufstellen, da auch zuweilen Stämme ausstürben, bevor sie etwa von der Sonderfamilie zum Geschlechterverband aufgestiegen seien. Der Gedanke ist eben so klug wie etwa der: man dürfe von gewissen Alterserscheinungen am menschlichen Leib nicht als von einem Gesetz der Entwickelung bedingten reden, weil ja so viele Menschen als einjährige Kinder stürben.

Zuletzt darf man niemals vergessen, daß Gesetze, Reihen, Stufen und all solche Begriffe nur Hilfsmittel unseres Verstandes sind, um das unendlich verwickelte, unendlich große, unendlich wechselnde Bild des wirklichen Geschehens für uns faßbar zu machen. Gäbe es ein menschliches Auge, das dieses unermeßliche Strömen und Wogen und Fluthen ganz und ungetheilt

aufnehmen könnte, so würden all die Nothbehelfe unnütz sein. Viel tiefer als sie greifen daher die Bezeichnungen in das Wesen menschlicher Dinge ein, die diesem Fließen gerecht werden: Entwickelung, Wachsthum, Werden. Sie bezeichnen das Ursprünglichste der Geschichte am Nächsten. Und immer wieder beleuchten hier natur- und menschheitgeschichtliche Verläufe einander. Man hat Anstoß genommen an meiner Auflösung der Zeitzusammengehörigkeit, an der Zusammenstellung etwa egyptischer und altperuanischer Verfassungformen, da sie doch um drei Jahrtausende von einander geschieden sind. Trotzdem hoffe ich, auch hier Recht zu behalten; man macht mich darauf aufmerksam, daß die Erdgeschichte ganz eben so verfährt und die Aufeinanderfolge der Formationen in den verschiedenen Erdtheilen zu einer einheitlichen Entwickelung zusammenfaßt, obwohl sie für die einzelnen Erdtheile ihnen ganz verschiedene Reihen von Jahrtausenden zuweist. Wer würde an der Gleichmäßigkeit der Entwickelung der Planeten eines Fixsternes zweifeln, weil sie bei den einzelnen Planeten sich in verschiedener Geschwindigkeit vollzieht? Und nichts Anderes will meine Lehre von den Entwickelungsgeschwindigkeiten für die Völker aussagen.

Und seltsam: während die einen Richter ein Zuviel der Begrifflichkeit tadeln, rügen andere ein Zuwenig. Vor Allem unermüdlich sind die Sozialisten und Materialisten in der Forderung: es müsse nachgewiesen werden, daß alle großen und kleinen Angelegenheiten, die je die Menschheit bewegt haben, von der Wirthschaftform abhängig seien. Nach meinen bisherigen Beobachtungen ist diese Aufstellung falsch: ich finde, daß nicht einmal das staatlich-gesellschaftliche Leben der Völker allein aus dieser Quelle zu erklären ist, daß namentlich der Machttrieb mindestens eben so sehr wie der Erwerbstrieb die Gestaltung von Staat und Gesellschaft bestimmt hat, daß der Glaube überwiegend von den Antrieben des Herzens und der Phantasie bestimmt ist, von Kunst und Wissenschaft ganz zu geschweigen. Eins aber muß diesen strengen Richtern einmal gesagt werden: Wollt Ihr dem geschichtlichen Materialismus wissenschaftliche Geltung verschaffen, dann nehmt Theil an der Forschung, an der Arbeit. In tausend Zeitschriftenaufsätzen und in hunderttausend Zeitungartikeln immer wieder mit den selben Wendungen hoch und heilig zu betheuern, die materialistische Geschichtauffassung sei die allein wahre, und wer sich ihr nicht bedingunglos unterwerfe, sei ein Schwachkopf: damit ist nicht das Mindeste gethan. Was Marx der Geschichtforschung geleistet hat, soll nimmermehr vergessen werden; aber er hat nur ganz wenige Entwickelungreihen erfahrungmäßig bearbeitet. Und schon Engels ist dabei stehen geblieben, einen an sich ganz werthlosen Auszug aus Morgans „Urgesellschaft" zu machen. Ein Theil der marxischen Thesen ist in den Gemeinbesitz der Wissenschaft übergegangen, ein anderer Theil abgewiesen. Sie immer von Neuem zu wiederholen, ist wissenschaftlich zwecklos. Man forsche, aber rede nicht.

Giebt es eine Entwickelungreihe, die alle anderen beherrschen kann, so wird es nie eine von den Einzellinien sein, aus deren Geflecht sich das Leben der Völker zusammensetzt. Freunde und Gegner haben mich mißverstanden, wenn sie meinten, ich wolle die Verfassungsgeschichte zur herrschenden Reihe erheben: ich halte nach wie vor an der gesellschaftseelischen Deutung fest, von der ich glaube, daß in ihrem Gegensatz von Ich und Gemeinschaft, Ich und Welt sich wirklich die Zeitalter der Gesellschaft- wie der Geistesgeschichte scheiden. Nur gilt es freilich, diese letzte, höchste Scheidung, die nur einen Alles umfassenden Rahmen darstellt, mit der bunten, reichen Fülle alles besonderen Geschehens anzufüllen.

Das erste von den beiden hier angezeigten Büchern konnte, um seines weiten Stoffes willen, nur die leisesten, weitesten Umrißlinien ziehen. Es kam darauf an: die Gesammtheit der Weltgeschichte mit einem Blick zu umspannen, was bisher vielleicht noch nie geschehen ist. Die zweite Schrift umfaßt freilich auch eine Reihe von Volksgeschichten, aber sie will die Entstehung des Gottesgedankens, einen sehr bestimmten Gegenstand, behandeln. Sie stützt sich dabei nur auf eigene Untersuchung und verficht auf fast allen von ihr berührten Gebieten eine neue, der bisherigen Auffassung entgegengesetzte Meinung. Sie geht aus von der auffälligen Aehnlichkeit, die die heilige Sage vieler amerikanischen Naturvölker mit der der semitischen, insbesondere der israelitisch-jüdischen, aufweist. Sie versucht, nachzuweisen, daß die keimenden Göttergestalten zuerst aus Thieren, dann aus Menschen hervorwuchsen, und sie vermuthet, daß der Stammbaum aller Götter der Welt, den jüdisch-christlichen Jahwe eingeschlossen, an seiner Spitze den menschlichen Heilbringer aufweist, einen Mann der Vergangenheit, dem man große Segnungen, das Feuer, die Sonne, den Mond und die Sterne, später auch Baukunst und Reichsgründung verdankt, der eine Sintfluth hervorruft oder besteht, der Menschen erschafft, der ungeschlechtlich erzeugt, unverwundbar im Kampf, Prometheus, Jesus, Siegfried in einer Person ist.

Die schärfste Spitze dieser Ausführungen richtet sich gegen die heute fast unumschränkt herrschende Ansicht, daß der Gott aus der Verpersönlichung oder Versinnbildlichung großer Naturkräfte, namentlich der Sonne, zuweilen des Windes hervorgegangen sei. Dann wird der Nachweis versucht, daß der Glaube hochentwickelter Völker Amerikas eine ganz ähnliche Richtung eingeschlagen hat wie der vorprophetische der Juden: Jahwe wird als Drachenkämpfer und Heilbringer in eine Linie mit sehr vielen anderen Göttern der Erde gezogen und noch der seltsame Kern urzeitmäßiger Vorstellungen in Jesus' Gestalt herausgeschält. Die babylonisch-israelitischen Zusammenhänge werden mit diesem Ergebniß von Neuem beleuchtet und ein Einwand gegen die Lehre von der völligen Abhängigkeit israelitischer von babylonischer Ge-

sittung erhoben. Endlich sind babylonische, egyptische, afrikanische, indische, hellenische, germanische Göttergestalten auf ihren Heilbringer-Ursprung untersucht.

Was dies Alles besagen will, wird recht deutlich, wenn man sich erinnert, wie wenig zugegeben wird, daß die jüdische Glaubensgeschichte in die Reihe der übrigen und gar der Naturvölker gehöre; wie stark Delitzsch „die beliebte moderne Ansicht" ablehnt, „daß die Jahwe-Religion und damit unser christlicher Gottesglaube sich aus einer Art Fetischismus und Animismus emporgearbeitet habe, wie solcher den Südsee-Kanibalen oder Feuerländern eigenthümlich ist"; wie fast alle Götter, auch Jahwe, auf Sonne und Wind zurückgeführt werden; wie man die Thierköpfe der egyptischen Götter als Versinnbildlichungen ihrer Eigenschaften auffaßt.*)

*) Noch bevor diese Blätter veröffentlicht werden konnten, geht mir eine Anzeige meines Büchleins zu, auf die einige Worte zu erwidern allgemeines Interesse hat. Ein Herr Dieterich, Ordentlicher Professor der Klassischen Philologie, schüttet die Schalen seines Zornes über die sechzehn Seiten meiner Untersuchung aus, die den Resten und Nachklängen der Heilbringergestalt im griechischen Göttergläuben gewidmet sind. Aber er ist zornig schlechthin, ohne Gründe. Er denkt nicht daran, auch nur ein Wort vom Inhalt meiner Untersuchung zu sagen. Er überhäuft mich auf einer halben Druckseite mit plumpen Grobheiten (von der stillen und anmuthigen Konstatirung, ich „lasse jede Spur von Einsicht vermissen", steigt es in wechselvoller Stufenleiter aufwärts bis zu dem Gimpel, der auf den Leim geht), ohne auch nur einen sachlichen Einwand vorzubringen; es sei denn, er hielte die Unterstellung, es handle sich hier um ein Wiederaufleben der euhemeristischen Erklärungweise, für einen Einwand. Das ist nun die wohlfeilste Selbstverständlichkeit, die sich in diesem Gedankenkreis überhaupt finden ließ; hätte Herr Dieterich auch nur zehn Seiten vor dem Abschnitt gelesen, dem er in meinem Buch seine Aufmerksamkeit und vermuthlich seine Lecture allein gönnte, so würde er gefunden haben, mit welchem Nachdruck ich darauf verwiesen habe, wie die egyptische Ueberlieferung durch den Euhemerismus verwirrt ist, wie sicher aber hier durch die Unterscheidung der Entwickelungstufen die natürlich gewachsenen Fabeln der Urzeit von den künstlichen einer viel späteren Schicht zu trennen sind. Aber Herr Dieterich ist auch bemüht, seine eigene Stärke in vergleichender Glaubensforschung zu zeigen: mit der schönen und gewählten Lebensart, die seine Urtheilsweise auszeichnet, versichert er mich, daß mir auch „die nothwendigste Einsicht in die Vorgänge religiösen Denkens und menschlichen Denkens überhaupt" abgehe, da ich von dem „Schemen abgezogener Naturbegriffe" redete. Diese Meinung von der Entstehung des Gottesgedankens greife ich allerdings an; ich halte sie für falsch und weiß auch nicht, warum alle diese zarten Höflichkeiten auf meinen Weg gestreut werden, wenn ich sie angreife. Herr Dieterich ist offenbar der Meinung, eine solche Auffassung sei nicht verfochten worden: Brinton aber, der Führer der amerikanischen Mythologen, hat sie zum Grund- und Eckstein aller seiner Darlegungen gemacht. Er nennt den irokesischen Heilbringer an impersonation of light, nachdem er mit Hilfe seiner in diesem Fall sehr irreführenden philologischen Methode erwiesen hat, daß der Name des Joskeha zu dieser Deutung führe. Auch diese Stelle hätte Herr Dieterich in meinem

Ich bedaure sehr, diesem Buch nicht nachträglich die Ergebnisse einiger späterer Forschungen einfügen zu können. Ohne jede Anleihe bei Australien läßt sich für die nordwestamerikanischen Stämme eine Reihe von Vorformen der Heilbringersage ausfindig machen, durch die die Herkunft der Heilbringersage aus der Thiersage zweifellos sichergestellt wird. Noch höher im Stammbaum der irdischen Götter als der Heilbringer steht das Thier: das Thier, mit dem die Völker der jungen Menschheit eine seltsam schöne, enge Vertraulichkeit gehabt haben. Wird dieses Verhältniß, das langsam, leise aus dankbarer Hingabe an Thiere, die den Menschen in Noth als hilfreich galten, hervorgewachsen ist, als Thier-Fetischismus bezeichnet, so heißt Das: zu den vielen Plumpheiten, mit denen die Völker höchster Stufen die Vorstellungwelt

---

Buch gefunden, wenn er, außer dem „Gerede, das dem Philologen genügen wird", in der zu kritisirenden Schrift noch etwas mehr gelesen hätte. Brinton hat diese Meinung nicht einmal, sondern immer wieder in seinen zahlreichen Schriften vertreten, auch in solchen, die ich zwar nicht anführe, aber benutzt habe. Herr Dieterich, Ordentlicher und Oeffentlicher Professor, beweist nun nicht, wie er wähnt, meinen Irrthum, sondern seine eigene Unwissenheit, wenn ihm Dies nicht bekannt ist. Man sieht: Herr Dieterich ist Einer von Denen, die niemals über den sehr hohen und sehr nahen Zaun sehen, mit dem sie ihren Arbeitacker umgeben haben. Wenn ein Ding auch nur zwei Ellen breit jenseits von ihrer Grenze liegt, kennen sie es nicht; ja, sie sind auf die Kenntniß des Theiles vom Theil des Theiles der Wissenschaft kaum mehr stolz als auf die tiefe Unkenntniß, die ihnen die neunundneunzig übrigen Hundertstel verbirgt. Sie nennen Beides laut ihre sittliche Pflicht. Herrn Dieterich sind schon innerhalb seines so überaus fest gefügten Zaunes seltsame Dinge widerfahren. Sein Pulcinella-Buch ist nicht von einem, nein: von drei, vier sehr zuständigen und sehr angesehenen Richtern als ein Mißerfolg im Ganzen und im Einzelnen gekennzeichnet worden; und zwar als ein Mißerfolg, der auf leichtfertiger und unordentlicher Arbeitweise beruhe. Es giebt da ein Wort von der prächtigen Seifenblase, die, wenn man sie berühre, zu einem Tropfen schmutzigen Wassers werde, und ein anderes von Schaumschlägerei, die den Mangel an Gedanken verhülle. Beide mögen Herrn Dieterich noch heute mißtönig in den Ohren klingen, denn sie sind von einem der ersten heutigen deutschen Philologen auf dies sein Buch geprägt worden. Nun könnte man meinen, es sei schließlich Herrn Dieterich unbenommen, sich und sein Wissen auch einmal außerhalb seines Zaunes zu kompromittiren. Aber die Sache hat noch eine andere Seite. Herr Dieterich lehrt und treibt nämlich nicht nur Klassische Philologie, sondern giebt auch eine Zeitschrift für Religionwissenschaft heraus, mit dem ausgesprochenen Zweck, vergleichende Glaubensgeschichte zu fördern. Trotzdem kennt er die elementarsten Ergebnisse der wichtigsten unter den außereuropäischen Mythologien nicht. Das ist offenbar eben so wenig ein Erforderniß seines wissenschaftlichen Pflichtbewußtseins wie das Gebot, ein Buch vollständig zu lesen, das er zu beurtheilen oder doch wenigstens zu beschimpfen gedenkt Es geht nichts über die Exaktheit dieses Exakten, der (ich erwähne es, um auch in die Sphäre des Exakten hinabzusteigen, die er allein anerkennen mag) nicht einmal den Titel meines Buches richtig citirt. Zu unserem Glück aber regen sich heute

der Kindervölker ihrer groben, nüchternen Verstandesmäßigkeit haben zugänglich machen wollen, eine neue fügen. Der Mensch der frühen Zeiten liebte, verstand das Thier unsäglich viel mehr als der aller späteren „höheren" Stufen; er sah es nicht nur als sich ebenbürtig, sondern eher als ein höheres Wesen an. Und so hat der starke Drang unserer Phantasie zum Wunderbaren und der eben so starke Drang unseres Herzens zu Dank, Hingabe, Unterordnung zuerst den Weg zum Thier aufgesucht, um ihm höhere, übermenschliche Kräfte zuzutrauen und ihm deshalb Liebe und eine allmählich sich steigernde Verehrung zu weihen. Die Sagen der heutigen Kolumbianer, in großer Vollständigkeit von einem der ersten und zuverlässigsten Einzelforscher der Völkerkunde gesammelt, erlauben, eine ganze Stufenleiter von Thiersagen aufzustellen, die von kleinen, unscheinbaren Anfängen bis zur Annahme einer halben Weltschöpfung durch ein Thier aufwärts führen. Allerdings: zuletzt wird das Thier Mensch; aber noch lange bewahrt es die Merkmale seiner Herkunft und noch die Thierköpfe der egyptischen, die Geleitthiere der griechischen, germanischen Götter sind die Ueberlebsel dieser Herkunft. Dem großen Gott der Christenheit haften sie in seiner frühisraelitischen Jugend in der Greifengestalt, die ihm doch wohl nicht abgesprochen werden kann, als Merkmal des gleichen Ursprunges an.

Auch der Gläubige sollte an dieser Vorstellung nicht Anstoß nehmen. Soll der Mann sich schämen, wenn man ihm sagt, er sei in seiner Kindheit auf allen Vieren am Boden gekrochen? Auch der Glaube hat seine unmündige Kindheit; und sie ist von so zarter, rührender Schönheit wie jede andere.

Ein Zweites: daß die Götter der mittleren Stufen mit Sonne, Winden und anderen Naturkräften in Eins geschmolzen sind, wird Niemand leugnen. Die altamerikanische, die babylonische, die indische, selbst die griechische und germanische Göttersage ist voll von Beweisen oder Spuren davon. Und es ist die früheste große Auszeichnung des jüdischen Jahwe, daß ihm diese Ver-

---

andere Kräfte, die ein weites Wissen (Herr Dieterich nennt Das flache Allerweltlecture) nicht für ein Hinderniß gewissenhafter Einzelforschung halten; auch in der klassischen Philologie. Herr Dieterich rühmt meiner Arbeit nach, daß in ihr vielfach gute und richtige Gedanken in der geschicktesten Weise ausgeführt werden. Nach Alledem, wovon hier die Rede war und wobei noch eine Anzahl geringerer Schiefheiten und Irrthümer bei Seite bleiben mag, ist mir an seinem Lobe noch weniger gelegen als an seinem Tadel. Mir ist höchst widerwärtig, in solches Gezänk verwickelt zu werden. Ich konnte es in einer nun bereits siebenzehnjährigen, zuerst spezialistischen, dann allgemeinen Thätigkeit als Forscher bisher vermeiden. Aber wenn ein Angriff mit so anmaßlicher Leichtfertigkeit unternommen wird, kann man nicht schweigen. Und ich muß die Leser dieser Zeitschrift um Entschuldigung bitten, wenn ich nicht ganz gelassen blieb. Der Heugabel- und Knüttelton, den anzuschlagen meinem Herrn Kritiker beliebt hat, ist mit der Höflichkeit, die der Sache in Wahrheit am Besten dient, nicht zurechtzuweisen.

mischung mit einer Naturkraft nie widerfahren ist, nie die Minderung der Persönlichkeit eingetragen hat, die er aus seiner Heilbringer-Vergangenheit ererbt hatte. Aber wie ist nun diese Verschmelzung von persönlichem Heilbringer und sachlicher Naturkraft zum Gotte vollzogen worden? Ich glaube, diese Frage schon heute beantworten zu können. Schon bei einem Stamm reiner Urzeitgesittung finden wir einen Vorgang, der zum Mindesten eine Vorform dieser Verschmelzung darstellt. Die Grönländer, über die durch den ausgezeichneten Dänen Rink die besten Berichte zu Gebot stehen, haben, wie alle Kolumbianer, zahlreiche Thiergeister; einige Gattungen von ihnen aber sind in Felsen, Seen, Buchten hineingedacht: sie sind an bestimmte Oertlichkeiten gebunden und mit ihnen gleichgesetzt. Diese Verörtlichung der Thiergeister, der Menschengeister mag den Ursprung aller angeblichen Verpersönlichungen von Naturkräften bilden. So auch sind vier Thiergeister der Algonkin mit den vier Winden gleichgesetzt. Der Schritt zum Sonnengeist ist nicht mehr weit. Die Arbeit höherer Stufen bestand dann darin, die Vereinigung der ursprünglich getrennten beiden Bestandtheile, des persönlichen, menschlich-thierischen und der unpersönlichen, sachlichen Naturkraft immer unlösbarer und damit immer unerkennbarer zu machen. Die Sonne wird vermenschlicht, dem Menschengeist werden immer mehr Sonneneigenschaften einverleibt: der Sonnengott ist geboren.

Vielleicht eben so wichtig wie diese einzelnen sind die allgemeinen Ergebnisse solcher Forschung Wieder findet man, auch bei scharfer Prüfung, eine Fülle von Gemeinsamkeiten über die Erde gebreitet: die scheinbar einzigartigsten Besonderheiten, wie die der jüdisch-christlichen Gottesgestalt, gehen auf in einer Fülle ähnlich gearteter Schwestererscheinungen, die Aehnlichkeiten der heiligen Sage sind so groß, daß man aus ihnen fast den Kern eines Urmenschheit-Glaubens herleiten möchte, über alle Rassenunterschiede fort. Und aller Fortschritt von der majestätischen Ruhe eines pflanzenhaft stetigen Wachsthumes! Eine weite Verzweigung und Verästelung, ohne Sprünge, ohne Unfolgerichtigkeiten, noch in aller Fülle der feinsten Gliederung den einheitlichen Stamm verrathend und doch voll von dem Reichthum tausend farbiger unterschiedener Blüthen.

Und die Forschungweise selbst kann aus diesem Beispiel Regeln und Richtweisungen von mancherlei Art ableiten. Die Aehnlichkeit entwickelungsgeschichtlicher Forschung in Natur- und Menschheitgeschichte tritt auf der Urzeitstufe auf das Augenscheinlichste zu Tage. Wie die neue Biologie aus dem Nebeneinander der Arten, das sie vorfand, ein Nacheinander der Artententstehung formte, so muß die Urzeitgeschichte immer wieder aus den nebeneinanderliegenden Trümmerstücken, eines Sagenschatzes etwa, die Reihe eines Nacheinanders von stetig wachsenden Glaubensformen erschließen. Und indem sie

die einzelnen Völker und Völkergruppen vergleicht, wird sie freilich sehr häufig ganz verschiedene Glieder einer Kette vorfinden. Aber sie wird sich das Recht nehmen dürfen, alle zu einer idealen Entwickelunglinie zusammenzufügen, von der die einzelnen Völkergeschichten oft gewiß Ab- und Umwege oder totauslaufende Abzweigungen darstellen, die aber doch die Richtung der Menschheitentwickelung selbst angiebt. Vielleicht gelingt es der vergleichenden Geschichtforschung, nach einer Arbeit von Jahrzehnten, so, dem stolzen Bau des darwinischen Artenstammbaumes in der Entwickelung der Lebens- und Geistesformen der Menschheit ein Seitenstück zu geben, das ihm an Pracht und Vielheit der Gliederung, an Einheit und Uebersichtlichkeit des Aufrisses nicht nachsteht, das ihn an Festigkeit seines Bestandes übertrifft.

Schmargendorf. Professor Dr. Kurt Breysig.

Universitätreform.

Der von mir am sechzehnten Dezember des vorigen Jahres hier veröffentlichte Artikel „Protegirte Professoren" hob hervor, daß das heutige akademische Berufungwesen die Entstehung einer Klasse von unverantwortlichen, nicht nur in Berlin wohnenden Berathern des Ministeriums zur Folge habe. Daher kann die Verwahrung des Herrn Ernst Bitter, der mir antwortete, Excellenz Althoff und Geheimrath Elster seien keine Schreiber, unmöglich durch meine Darstellung hervorgerufen sein. Allerdings sprach ich aus, daß nach der Meinung sehr vieler Männer die Behandlung der Fakultäten und einzelner Personen manchmal unbillig sei. Um mich zu widerlegen, sagt mein Gegner, nur das Ministerium sei in der Lage, „die Bedürfnisse der Wissenschaft und des Unterrichtes allseitig zu würdigen." Da haben wir die Wahl, entweder anzunehmen, daß dieser Satz des Herrn Bitter „einigermaßen leichtfertig" niedergeschrieben ist, oder, daß auch ihm „der Schalk im Nacken sitzt". Man möge diese Alternative keineswegs als eine sogenannte Retourkutsche ansehen, denn ich hätte noch eine dritte, durchaus selbständige Auffassung aussprechen können. Im Ministerium sind die Verhältnisse von mehr als einem Dutzend Hochschulen und annähernd zweitausend akademischen Lehrern zu bearbeiten; dagegen überblickt die Fakultät ein kleines Gebiet, an dessen Gedeihen sie mitbetheiligt ist. Herr Bitter widerspricht allen heutigen Ueberzeugungen von Bureaukratismus und Selbstverwaltung, und zwar so schroff, daß wir uns über manches Andere, was er vorbringt, nicht zu wundern brauchen. Namentlich auch nicht über sein Bestreben, das Ministerium zu weiteren vormärzlichen Bethätigungen aufzumuntern.

Angedeutet wurde auch, daß ich selbst manchmal an der Gerechtigkeitliebe und dem Wohlwollen der Fakultäten zweifle. Richtig; nur thue ichs aus ganz anderen Gründen als Herr Bitter. Gewiß giebt es auch unter den Professoren Antisemiten, wie es in allen Ständen, sogar unter den Semiten, Antisemiten giebt; aber ich habe in meinem Wirkenskreis nie beobachtet, daß diese Abneigung die Entscheidungen ganzer Fakultäten bestimmt hat, und selten, daß ein Einzelner in der vom Herrn Bitter geschilderten Weise vorgegangen ist. Und gewiß ist es auch vorgekommen, daß pekuniäre

Rücksichten bei der Berufung eines Dozenten mitgesprochen haben; aber es ist eine Ausnahme. Ich könnte eben so gute Fälle anführen, wo Professoren für die Berufung von Kollegen ihrer Richtung eingetreten sind, von denen sie, wie zu erwarten war, nachher an die Wand gedrückt wurden, während Gegner ihrer Richtung, die ihren Finanzen nicht zu schaden vermocht hätten, von ihnen abgelehnt worden waren. Wären aber die voraussichtlichen Folgen für Einkommen und Vermögen die gewöhnlichen Bestimmungsgründe deutscher Professoren, dann müßten ja längst Forschung und Lehre einen solchen Tiefstand erreicht haben, daß ein weiteres Sinken unmöglich wäre. Herr Bitter bedenkt nicht, daß bei dem Eintritt einer Vakanz eine Kommission gewählt wird, in deren Schoß der Fachvertreter keineswegs unumschränkt herrscht. Hat man volles Vertrauen zu seinem Wissen und Charakter, dann wird man ihm eine gewisse Autorität zugestehen; sonst aber entspinnt sich gar nicht selten ein heißer Kampf, der recht oft schon zu seiner Niederlage geführt hat. Und wenn ein Fachvertreter fehlt, dann sind die Erkundigungen der Fakultäten um so sorgfältiger. Denn jedes Fakultätmitglied hat ein Interesse daran, daß tüchtige, zugkräftige Männer berufen werden; selbst wenn er von der Berufung keinen direkten oder indirekten Vortheil zu erwarten hat, ist es für den Dozenten angenehmer, an einer größeren als an einer kleinen Hochschule zu wirken. Aber dieses Interesse kann sich aus mehreren Gründen nicht immer bethätigen. Die Fakultät hat nach ihrem bestem Wissen Vorschläge gemacht; aber sie erhält den besten Mann nicht immer. Weshalb nicht? Er ist vielleicht politisch nicht genehm; oder seine wissenschaftliche Richtung behagt den einflußreichen Männern nicht (man denke an die Zeit Hegels); oder man zieht den billigsten Bewerber vor. An den neun medizinischen Fakultäten Preußens werden folgende Minimalgehälter für Ordentliche Professoren gezahlt: einmal 2000, einmal 2400, dreimal 3000, zweimal 3600, einmal 3700 und einmal 4000 Mark. Der Unterschied ist beträchtlich.

Nun scheinen nach Herrn Bitter die Fakultäten eine besondere Abneigung gegen glänzende Dozenten zu haben. Das gerade Gegentheil ist richtig. Aber man muß unterscheiden. Wenn der Student nur angeregt, in Stimmung versetzt werden will, dann ist der glänzendste Dozent eben gut genug für ihn; wenn es sich aber darum handelt, schwierige und dürre Themata zu behandeln, macht er wohl die Entdeckung, daß Glanz nicht selten mit Oberflächlichkeit gepaart ist; und nach dieser Entdeckung pflegt die Freude am Glanz zu verschwinden.

Kurz: ich leugne nicht, daß die von Bitter gerügten Mängel vorhanden sind, aber sie sind nur Ausnahmen; er verallgemeinert zu sehr; er kennt, wie mir scheint, den Nervenapparat der deutschen Universitäten nicht. Das beste Mittel zur Beseitigung der Mängel liegt aber in dem Interesse jedes Fakultätmitgliedes und in dem Wettbewerb der Universitäten unter einander. Beides können sie nicht immer äußern.

An einigen Universitäten läßt die Kommission den Mitgliedern der Fakultät nicht die Zeit, selbst gründliche Erkundigungen über die vorzuschlagenden Gelehrten einzuziehen; es ist herkömmlich, daß sie im Verborgenen arbeitet, ihre Informationen nur zum Theil vorlegt und daß über ihre Vorschläge, sobald sie der Fakultät unterbreitet worden sind, sofort abgestimmt wird. An anderen Universitäten, wie in Jena und in Gießen, besteht der Brauch, daß die Vorschläge der Fakultät von den übrigen Fakultäten bestätigt werden müssen. Wenn die heutige Arbeitstheilung ein begründetes Urtheil selbst in den einzelnen Fakultäten (zum Beispiel: der medizinischen, von der philosophischen zu schweigen) erschwert: welchen Spielraum er-

öffnet dann dieses Wahlverfahren dem gröbsten Ränkespiel! Aber auch bei dem vorhergehenden zeigen sich Uebelstände: der Kampf der Schulen, persönliche Freundschaften und Feindschaften, das Fortloben mißliebiger Kollegen, der Drang des ausbrütenden Schulherrn, seine Küchlein unterzubringen u. s. w. Oft wird aber noch eine andere Kraft in diesem Ringen bemerklich. An kleinen und mittleren Universitäten giebt es gewöhnlich einige eben so herrschsüchtige wie geistig unbedeutende Leute, die niemals fortberufen worden sind und die nun, statt sich gelehrter Thätigkeit hinzugeben, alle Angelegenheiten in die Hände zu bekommen suchen, alle Aemter mit den Weihrauch Streuenden besetzen lassen, eine Art Universitätpolizei ausüben und bei Berufungen ihre Männer durchzudrücken suchen. Und dann giebt es „gewisse Individuen, die nicht aufkommen dürfen." Sie haben sich mit den Mächtigen, mit deren Frauen oder Töchtern überworfen; und nun wird ein Krieg geführt, der, für die nicht Betroffenen sehr humoristisch, von einer Universität zur anderen überspringt. In Briefen wird gewarnt, wegberufenen Kollegen, scheidenden Assistenten, die an den Wohnort der „gewissen Individuen" übersiedeln, wird deren ganze Schlechtigkeit eingeschärft, junge und ältere Damen, die zu Besuchszwecken die selbe Wanderung antreten, werden zur Uebertragung der Bazillen benutzt, bis in die Reihen der Studenten hinein werden die feindsäligen Manöver fortgesetzt. Man sucht Mißtrauen gegen das Wissen und Können der vom Haß verfolgten Männer zu erregen. Weiter als bisher dürfen solche Individuen nicht kommen. Und welcher Schmerz, wenn sie trotzdem „aufkommen"! Ich erinnere mich eines Skates, wo die Erinnerung an solche Kerle das Spiel zum Stillstand brachte. Das will schon Etwas sagen.

Niemals ist bei dieser Erörterung der Thatsache gedacht worden, daß die Berufenden nur in seltenen Fällen die zu Berufenden, was ihre Lehrthätigkeit betrifft, wirklich zu beurtheilen in der Lage gewesen sind. Den akademischen Lehrer kann nur ein älterer Student, der selbst fleißig arbeitet, richtig einschätzen. Aber die Kommissionen haben ihn nicht gehört und nicht bei ihm gearbeitet. Sie sind daher auf die Urtheile von Studenten angewiesen, die zum Theil ihn nicht beurtheilen können, zum Theil nur unregelmäßig das Kolleg besuchen, zum Theil dem Lehrer keine Sympathie entgegenbringen oder nach der angedeuteten Methode gegen ihn aufgehetzt worden sind. Die Beurtheilung des akademischen Lehrers beruht daher häufig nicht auf Wissen, sondern auf Hörensagen und Klatsch.

Kann man da noch zweifeln, daß das akademische Berufungwesen gründlich reformirt werden muß? Eine wohlthätige Reform setzt die Thätigkeit der gesetzgebenden Faktoren voraus und diese eine vorhergehende Aufklärung, die am Besten durch eine parlamentarische Interpellation eingeleitet wird.

Die wichtigsten Maßregeln, die eine Reform zu verwirklichen hätte, sollen in aller Kürze hier bezeichnet werden.

1. Die Habilitation ist in Zukunft nicht mehr die ausschließliche Angelegenheit einer Fakultät. Wer sich habilitiren will, reicht das Gesuch beim Ministerium ein und legt sechs mit der Schreibmaschine hergestellte Exemplare seiner Abhandlung dem Gesuch bei. Diese unterbreitet das Ministerium sechs Vertretern des Faches und bittet sie um ihr Urtheil. Sind fünf Sechstel für Zulassung, so weist das Ministerium den Kandidaten zum Zweck der mündlichen Prüfung einer Fakultät zu. Verläuft die Prüfung günstig, so siedelt der Kandidat auf ein bis zwei Jahre in ein Seminar für Hochschullehrer über. Dieses wird von sechs ehemaligen, als Ge-

lehrten und Dozenten geschätzten Professoren geleitet, die mit dem sechzigsten Lebensjahre ihre bisherige Thätigkeit aufgeben und unter Zubilligung eines höheren Gehaltes und Ranges in die neue Thätigkeit eintreten. Bewähren sich die Kandidaten dort, so werden sie einer Universität überwiesen, mit dem Recht, dort fünf Jahre zu lesen; im anderen Fall scheiden sie aus.

2. Zwei von den sechs Professoren bereisen in jedem Semester sämmtliche Universitäten und wohnen dort den Vorlesungen und Uebungen der Privatdozenten bei. Sie berichten dann über deren Thätigkeit an das Ministerium Da nun jeder Privatdozent in drei Semestern von sechs verschiedenen, durchaus kompetenten Männern beurtheilt wird, so gelangt das Ministerium in den Besitz eines Materials, das ihm bis jetzt völlig fehlt. Heute hat es nur Zahlen über den Vorlesungbesuch, die nicht viel beweisen; denn ob Jemand viele oder wenige Zuhörer hat, hängt auch davon ab, ob man ihm gute Stunden gönnt, ihn „aufkommen" lassen will, die Studenten beeinflußt, und von ähnlichen Umständen. Andere Informationen des Ministeriums sind hinfällig und tragen auch nicht selten den Charakter des Klatsches.

3. Hat der Privatdozent nach fünfjähriger Thätigkeit kein Extraordinariat erlangt, ist man aber mit ihm zufrieden, so giebt man ihm ein Gehalt; sonst entläßt man ihn unter Zubilligung einer Abstandssumme.

4. Wird eine Stelle frei, so schreibt die Fakultät sie im Reichsanzeiger aus. Die einlaufenden Gesuche werden von der Fakultät geprüft und, mit einem Urtheil versehen, dem Ministerium unterbreitet. Das Ministerium wählt unter den Vorgeschlagenen einen aus; kann es dem Urtheil der Fakultät nicht beitreten, so ersucht es die Fakultät in einem seinen Entscheid begründenden Schreiben um neue Vorschläge.

5. Die Vorschläge einer Fakultät gehen künftig nicht mehr zur Ueberprüfung an andere Fakultäten. Die Berufungskommission hat mindestens vierzehn Tage vor der Wahl ihre Vorschläge und ihre Informationen bekannt zu geben.

6. Zwischen Habilitation und Uebertragung eines Extraordinariates sollen mindestens fünf Jahre liegen. Falls der Extraordinarius es wünscht, können die Universitätinspektoren auch seine Vorlesungen besuchen. Es sind Verhältnisse denkbar, die ihn zu diesem Wunsch drängen Nur wer mindestens sieben Jahre ein Extraordinariat verwaltet hat, kann zum Ordentlichen Professor vorgeschlagen werden.

7. Die Kollegiengelder fließen nicht mehr den Dozenten zu.

8. Der Professor scheidet nach zurückgelegtem fünfundsechzigsten Lebensjahr aus seinem Lehramt; auf Antrag kann ihm in Ausnahmefällen gestattet werden, bis zur Vollendung des siebenzigsten Jahres seine Thätigkeit auszuüben. Eine weitere Fortsetzung ist zulässig, wenn sein Gesuch von mindestens zwei Dritteln der Fakultätmitgliedern unterstützt wird.

Eine eingehende Begründung dieser Vorschläge spare ich mir für die Fortsetzung der Diskussion. Wenn sie angenommen würden, dann würden die Klagen über die akademische Laufbahn aufhören und zwischen Universität und Regirung könnte ein freundlicheres, vertrauensvolleres Verhältniß entstehen Und deshalb empfehle ich noch einmal eine Interpellation im Landtag; keine Interpellation, die die Regirung oder ihre Vertrauensmänner blosstellen will, sondern eine Interpellation, die aus den Schwierigkeiten heutiger Zustände auf irgend einem gangbaren Weg herausführen soll

Ernst Schalk.

Mozart-Mörike.

Die psychischen Gesetze, nach denen die älteren schwäbischen Dichter schufen, haben sich von Generation zu Generation in seltsamer Weise geändert. Schubart, Schiller, Hölderlin werden zur Dichtung von etwas Musikalischem getrieben, einem Ton, der sie in Schwung setzt, der sie fortreißt zu Werken der Begeisterung: es ist die Empfängniß eines Rhythmus, in dem oft anfänglich unbestimmte Inhalte sich entwickeln, sich ausleben, stürmisch, gewaltsam, rhetorisch. In Hölderlin wird dieser Schwung gebrochen, wird das Musikalische umgestaltet, wie es sich in den Gedichten aus der Zeit des Wahnsinns zeigt: und was in der Seele Schillers, die ihre eigene Fortsetzung aus sich heraus zu spinnen immer bemüht war, als ungewisse Ahnung aufgestiegen war, als das eigentliche Ziel ihres Lebens erkannt wurde, die naive Dichtung, wird nun erreicht: über Uhland und Kerner hinweg in Mörike. Und kann man die Dichtungprinzipien der früheren Dichter einfach als Willen zur Antithese bezeichnen, der immer gedanklicher Thätigkeit nah steht und so auch seinen Weg von unbewußter Bethätigung (Schubart) über bewußte Gegensetzung von Ideal und Leben (Wieland, Schiller, Hölderlin) zur Philosophie Schellings und Hegels fand, so ist schon in Hölderlin ein plötzliches erschrecktes Zusammenraffen aller Dinge; und in Mörike ist dann der Wille zur Antithese ganz zurückgedrängt: an die Stelle des Explosiven trat ein Genügen, ein Selbstbeschränken, an die Stelle der Reflexion das Schauen. Man hat Schiller als einen kühnen Schiffer bezeichnet; will man dieses Gleichniß fortführen, so ist Hölderlin der Wanderer zu nennen, Uhland der Spazirgänger; und man erinnert sich, daß Mörike eines seiner schönsten Gedichte beginnt: „Hier lieg ich auf dem Frühlingshügel . . .“ So ist in Mörike nicht mehr ein Musikalisches, sondern die Musik.

Mörikes Seele erschließt sich ganz in seinem Verhältniß zu Mozart. Seine Musik gleicht nicht der Mozarts, aber sie ist eine, die zu ihr hinstreben muß, wie das männliche Prinzip zum weiblichen. Mozart „findet seine Inspirationen nicht beim Hören von Musik, sondern im Schauen des bewegtesten südländischen Lebens“, sagt Nietzsche. Und ähnlich schafft Mörike, nur mit größerer Schwere, mit einer nördlichen, mehr männlichen Empfindung. Denn er begegnet der Musik Mozarts, begegnet dem „Don Juan“, wie man einer Frau, einer Geliebten, einer Braut begegnet. Sein Verhältniß zu dieser Oper ist von einer rührenden Keuschheit und Einfalt. Er hat um sie geworben sein Leben lang, mit der verliebten Sehnsucht des Unmusikalischen. Sie ist ihm das Fest des Liebenden: der Traum. Ihn berückt das Zierliche, das Reizende, das Hüpfende dieser Oper, das Vogelgleiche, das Veilchen- und das Jasminhafte, dann das Schaukeln in den Weisen des Mitleids und der Treue, den einzigen über jenen entsetzenvollen Abgrund gehängten Brücken, aus dem die Welten der Gestorbenen geboren werden, und das Finale, von dem es heißt: „Wie von entlegenen Sternenkreisen fallen die Töne aus silbernen Posaunen, eiskalt, Mark und Seele durchschneidend, herunter durch die blaue Nacht.“ Sein äußeres und sein innerlichstes Leben ist an diese Oper gehängt und von ihrem Einfluß kann man nicht hoch genug denken. Niemand freilich dürfte wagen, in die feinen Fäden zwischen dem letzten und geistigsten Leben und der Sinnlichkeit eines reifen Menschen (er hatte sich mehrere Monate vor dem Beginn seiner Mozart-Novelle mit Luise von Speeth verheirathet) hineinzutasten, ihr Verlaufen zeigen zu wollen. Nach dieser Novelle aber hatte sich sein Leben erfüllt; seine Musik hatte

er gegeben, die in ihm war, und was der schüchterne Jüngling nie nur zu träumen wagte: diese völlige Eroberung der verhimmelten Musik hat der reife, vom Glück zu diesem höheren Glück gesteigerte Mann erreicht.

Vieles läßt sich nur ahnen. Da ist der Festabend, als man im Theater den „Don Juan" gab: mit seinen Freunden sitzt Mörike drin, die er mit leuchtenden Augen streift, während er mit Tönen angefüllt ist; und dann einige Tage, die in sein Leben fallen, wie Sonne durch eine Reihe von Fenstern auf den Boden fällt; und dann das gräßliche Sterben des geliebten Bruders, der im Keller hingestreckt liegt neben der stummen Kerze: diese drei Dinge, der Festabend, die Tage, der Tod geben eine Farbenzusammenstellung, die vom Auge der Seele auf einmal erfaßt wird, wenn sie später in der Erinnerung wiederkehrt; ein Stück, aus seinem sonstigen Leben herausgebrochen. Ein Akkord, eine Harmonie, in denen Etwas von dem Stoff ist, aus dem die Seele gebildet ward. Eine Vision, die bis zu dem Eindruck, daß alles Leben traumhaft ist, aufschwellen kann. Und dann knüpft sich Anderes an dieses Erste: Bilder der Freundschaft. Wie Hartlaub auf dem verstimmten Klavier des Pfarrhauses die Melodien spielt, im Spielen ein heiteres Wort über den Jammerkasten lächelnd hinwirft und der Dichter mitlächelt; aber er hört in seiner Entrücktheit kaum die ärgerlichen Fehler, er ist sich bewußt der Schönheit, die in Alledem ist, in diesem Zimmer und in dem Sommertag vor dem Fenster. Ein anderes Erlebniß: wie er seinen Freund Strauß besucht und sich Einer mechanisch ans offene Klavier setzt, von ungefähr ins erste Finale des „Don Juan" geräth und die berühmte und schöne Sängerin, die Frau Straußens, die bald Mutter werden soll, aus der Erinnerung mitsingt: die bezeichneten Worte athmen die ganze Keuschheit des Dichters, der niemals bitten mag, ihm vorzuspielen, wonach seine Seele einzig dürstet, weil er Etwas von der unendlichen Liebe zu dieser Musik verriethe, die „einen Ueberschwall von altem Duft, Schmerz und Schönheit über ihn herwälzt."

Und daran knüpft sich die letzte Phase des Werbens um diese Musik, die Erfüllung, die Hingabe, das Schaffen. Er hat zaghaft um sie geworben, als er seine Oper „Die Regenbrüder" schrieb, die dem toten Tonkünstler ins Grab nachgeschrieben ist, die niemals mehr komponirt werden kann, mit ihren weichen, verlangenden Versen, mit dem ersten Finale, dem himmlischen Chor, der mit silbernen Posaunen erzählen müßte, wie der verewigte König nun von Stern zu Stern, zu göttlichen Thaten, zu unsterblicher Lust wallen darf. Und als Mann erfüllt er endlich alle Sehnsucht seines Schaffens: dem vergötterten Künstler gleichzukommen ihm näher zu treten, so nah sich ihm zu vereinen wie einer Geliebten. Die Novelle von Mozarts Reise nach Prag ist eine mystische Hochzeitnacht; hier vermählt sich die Musik Mozarts, die tönende, der Musik Mörikes, der schweigenden, die nur Worte hat, sie zu verbergen. Aller Zauber einer Braut ist hier um Mozarts Musik ausgegossen; sie giebt sich hin in den Armen des abgöttisch Liebenden. Hier ist das Schaffen Mörikes herausgesagt (aber mit welcher Zartheit!) und das Schaffen Mozarts errathen, erkannt; und mit welcher Lieblichkeit! Eine mystische Hochzeit von kaum geringerem Prunk und kaum minder ergreifender Sagenhaftigkeit, als die Vermählung des Zeus mit der Danae oder der Leda oder der Jo ist; eine Vermählung, die nur die nackte Gestalt des schönen Weibes freiläßt, während der Gott zurücktritt und sich keusch in ein Symbol verbirgt.

Wien. Max Mell.

Selbstanzeigen.

Lafcadio Hearn: Kokoro. Deutsch von Bertha Franzos. Mit einem Vorwort von Hugo von Hofmannsthal. Titelzeichnung und Buchschmuck von Emil Orlik. Literarische Anstalt Ruetten & Loening, Frankfurt a. M. 1905.

Aus der Vorrede des Herrn von Hofmannsthal: Die Blätter, aus denen sich dieser Band zusammensetzt, handeln mehr von dem inneren als von dem äußeren Leben Japans. Dies ist der Grund, weshalb sie unter dem Titel „Kokoro" („Herz") verbunden wurden. Mit japanischen Charakteren geschrieben, bedeutet das Wort zugleich „Sinn", „Geist", „Muth", „Entschluß", „Gefühl", „Neigung" und „innere Bedeutung", — so wie wir im Deutschen sagen: „Das Herz der Dinge." Ja, wahrhaftig, das Herz der Dinge ist in diesen fünfzehn Kapiteln; und indem ich ihre Titel überlese, sehe ich ein, daß es eben so unmöglich ist, von ihrem Inhalt eine genaue Vorstellung zu geben wie von einem neuen Parfum, von dem Klang einer Stimme, die der Andere nicht gehört hat. Ja, nicht einmal die künstlerische Form, in der diese Kunstwerke einer unvergleichlichen Feder konzentrirt sind, wüßte ich richtig zu bezeichnen. Da ist das Kapitel, das die Ueberschrift trägt: „Auf einer Eisenbahnstation." Es ist eine kleine Anekdote. Eine beinahe triviale Anekdote. Eine Anekdote, die nicht ganz frei von Sentimentalität ist. Nur freilich von einem Menschen geschrieben, der schreiben kann, und vorher von einem Menschen gefühlt, der fühlen kann. Und dann ist da die Geschichte der „Nonne im Tempel von Amida". Das ist fast eine kleine Novelle. Und daneben das Kapitel: „Ein Konservativer". Das ist keineswegs eine Novelle: Das ist eine Einsicht, eine politische Einsicht, zusammengedrängt wie ein Kunstwerk, vorgetragen wie eine Anekdote; ich denke, es ist kurzweg ein Produkt des Journalismus, des höchstkultivirten, des fruchtbarsten und ernsthaftesten, den es geben kann. Und daneben diese unvergleichlichen Gedankenreihen, die überschrieben sind „Die Macht des Karma", in denen tiefe und schwer zu fassende Dinge wie aus tiefem Meeresgrund ans Licht gebracht und aneinandergereiht sind. Das ist Philosophie, wenn ich nicht irre. Aber es läßt uns nicht kalt, es zieht uns nicht in die Oede der Begriffe. So ist es wohl Religion. Aber es droht nicht, es will nicht allein auf der Welt sein, es lastet nicht auf der Seele. Ich möchte es Botschaft nennen, freundliche Botschaft einer Seele an andere Seelen, Journalismus außerhalb jeder Zeitung, Kunstwerke ohne Prätension und ohne Mache, Wissenschaft ohne Schwere und voll Leben, Briefe geschrieben an unbekannte Freunde.

Wien. Bertha Franzos.

Das Zeugende. Verlag der Barke. Berlin SW. 11.

Eine Probe:

Die Mittagsfrau.

Aus schwülem Schweigen stieg sie jäh zum Tag,
Als Mittag war.
Ihr hartes blondes Haar
Schlug gegen das Korn mit schwerem Schlag.

Ihre blauen Augen starrten mich an
Und griffen wie Krallen in mein Blut
Und sie fragte mit lauernder Wuth:
Was thust Du hier noch, Arbeitmann?

Vom Himmel fiel ein steinernes Blau
Und preßte das Hirn mir in dunkler Gewalt.
Und immer höher wuchs die Gestalt
Der drohenden, dumpfen Frau.

Da sank die Sense mir aus der Hand
Und mein Kopf stieß auf das Feld
Und auf mir saß die ganze Welt
In geilem Mittagsbrand.
Und Wochen lag ich, bin jetzt ein Greis
Und bin jetzt krank und man nahm mir mein Brot
Und ich mähte doch damals auf fremdes Gebot —
Ich wollte doch nicht ... Es war doch so heiß ...

Adolf Grabowsky.

Häfkers Gelegenheit-Korrespondenz für Dorf- und Kleinstadtzeitungen.

Dresden N., Körnerstraße 18.

Was mich veranlaßt, mein Korrespondenz-Unternehmen, das ja, im Grunde genommen, eine Privat- (wo nicht Geheim-) Angelegenheit zwischen mir und den betreffenden Zeitungleitungen ist, hier öffentlich zu besprechen, sind — neben der Absicht, Propaganda dafür zu machen — zwei gemeinnützige Erwägungen. Ich habe häufig an solchen Zeitschriften und Unternehmungen mitgearbeitet, die sich in den Dienst lebensfähiger Reformideen gestellt haben, und besonders solcher, die die Reform auf dem Gebiete der Sinnenerziehung (ästhetischen Kultur) als Ausgang alles Weiteren ansehen. So oft ich nun für solche Zeitschriften arbeitete, hatte ich das peinliche Gefühl, daß meine und meiner Mitarbeiter Thätigkeit, wenn sie auf diese Fachzeitschriften beschränkt war, etwas Halbes und vielfach etwas Schiefes blieb In vielen Fällen hatte ich die Ueberzeugung, daß meine Aufsätze und Skizzen für keinen Menschen weniger nöthig waren als für Leser, die schon angeregt genug sind, um ein solches Sonderorgan zu halten. Wenn ich in Großstadtzeitungen Berichte von sozialen, ästhetischen und politischen Bewegungen veröffentlichte, schwebte mir stets das Bild vor, das, glaube ich, Turgenjew von der russischen Kultur gebraucht hat: „Sie gleicht dem Wagen, der im Engpaß stecken bleibt, während das Gespann durchgeht." Das Gespann, die „intellektuellen" Kreise der großen Städte, überfüttern wir mit blut- und muthbildender Nahrung und die Insassen des Wagens, die überwiegende Menge des deutschen Volkes, übergehen wir; so wird die Kluft unaufhörlich erweitert. Welchen vernünftigen Grund giebt es dafür, daß die Deutschen, die auf dem Lande und in der Kleinstadt wohnen (einerlei, ob Bauer oder akademisch Gebildeter) durchaus Zeitungen haben müssen, die man, nach Abzug aller begründeten Eigenart, in der Mehrzahl als durchaus geistig minderwerthig und geschmacklos bezeichnen muß? Während Alle, die zufällig in der Großstadt

wohnen, stets Gelegenheit haben, zusammenhängend und in sachgemäßer Form sich über die Zeitangelegenheiten zu unterrichten? Man kann Manches zur Begründung anführen; aber wenn man die Einzelheiten kritisch sichtet, so läuft Alles auf einen Grund hinaus, den einzigen, der auch Stand hält: gute Zeitungen sind eine Sache die heute nur ein großer Kapitalist herstellen kann, und der ländliche Zeitungbesitzer kann sie nicht bezahlen. Weshalb befaßt sich aber der Kapitalist fast nur in der Großstadt mit Zeitungsgründungen? Weil die Großstadt allein die Vorbedingungen für die erfolgreiche Organisation ganzer, einheitlicher Zeitungen bietet. Daß etwa wirkliche Kultur für Kleinstadt und Land, wo gerade unsere solidesten Elemente sitzen, wie Mancher sagt, „zu hoch" oder unangebracht oder gar schädlich wäre, konnte vielleicht zu behaupten versucht werden, so lange man, während einer gewissen Siedeperiode, Kultur mit Großstadt-Nervenzucht verwechselte, so lange man das Neue für wichtiger als das Bleibende ansah. Heute nähern wir uns eher dem Wunsch, die Fähigkeit und Nothwendigkeit der gleichmäßigen Verbreitung im Volke geradezu als Kennzeichen echter Kultur anzusehen. Wir verstehen unter Kultur nicht die im Feuer der fortwährend brennenden Neugier erzeugte Glasur des Großstadtmenschen, sondern das für jeden Volksangehörigen Selbstverständliche, Nothwendige und Gemeinsame. Das kann nicht nur in Dorf und Kleinstadt „auch" dringen, sondern muß es sogar im Sinn unserer völkischen Gesundheit. Den Weg dazu bieten eben von dieser Auffassung getragene Korrespondenzen. Darum sehe ich in meiner Korrespondenz mehr als eine persönliche Angelegenheit. Jeder Schriftsteller, der irgend die Gabe hat, zeitgemäße Ideen in einfacher Form auszudrücken, sollte eine solche Korrespondenz herausgeben. Den Weg, auf dem die Reform-Volkspresse zu erreichen ist, zeigt mein Ruf: Mehr ästhetische, weniger politische Kultur! Die Presse werde der Literatur zurückgegeben! Mehr Behandlung, aber bildende und gründliche, des dem Gesichtskreis des jeweiligen Lesers Naheliegenden, weniger Nachäffung der politischen Eitelkeiten der großen Zeitungen! Abschaffung aller vom politischen Theil übernommenen Grundsätze für den literarischen Theil der Zeitung: also Abschaffung der Oberflächlichkeit, der Wahrheitbiegung zu Gunsten vorgefaßter Meinungen, des Ballasts, der hochtrabenden Ausdrucksweise, kurz der „Mache". So versuche ichs in meiner Korrespondenz zu halten; und ich wünsche mir bei meinem nicht ganz leichten Bemühen nichts sehnlicher als: Konkurrenz.

Dresden. Hermann Häfker.

Plein-Air. Kritische Studien. Wien, A. Schroll.

Diese Essays haben, obwohl sie bei verschiedenen Anlässen einzeln veröffentlicht wurden, einen inneren Zusammenhang und behandeln so ziemlich die wichtigsten und heutzutage am Meisten besprochenen Fragen auf dem Gebiete der Bildenden Künste. Ein gewisser Werth wird ihnen dadurch zukommen, daß sie die Ansichten eines ausübenden Fachmannes wiedergeben und daher vom Praktischen ausgehen, während das Meiste, was in dieser Art dem Publikum geboten wird, auf theoretischen Grundlagen beruht und, mag es in schriftstellerischer oder wissenschaftlicher Hinsicht auch oft sehr hoch zu schätzen sein, doch gerade in den entscheidendsten Fragen des technischen Verständnisses und des fachmännischen Urtheils gewöhnlich die gröbsten Unzulänglichkeiten aufweist.

Wien. A. F. Seligmann.

Das Kalisyndikat.

Hercynia klingt nicht schöner als Hibernia; hat aber mehr Ruhm gebracht. Herr Klemens Delbrück, der neue Handelsminister, konnte in letzter Zeit lesen, er sei geschickter als der Lange Moeller. Das will noch nicht viel sagen, scheint einstweilen aber richtig. Die Verstaatlichung der wernigeroder Gewerkschaft Hercynia ist jedenfalls klüger und anständiger inszenirt worden als der Versuch, die Hibernia zu erobern. Diesmal wurden nicht heimlich die Aktien aufgekauft und dann erst die Wünsche des Fiskus enthüllt; die Kontrahenten verhandelten direkt mit einander und veröffentlichten die Sache, als sie einig geworden waren. Also ein vernünftiges und reinliches Geschäft; ohne Sensationen, aber von großer wirthschaftlicher Bedeutung. An die Verstaatlichung des Kohlenbergbaues wird, auch wenn die Hibernia sich endlich ergeben hat, noch lange nicht zu denken sein; mit dem staatlichen Kalimonopol aber muß man immerhin als mit einer Möglichkeit rechnen. Der Ankauf der Hercynia ist ziemlich sicher. Preußen bietet für die tausend Kuxe der Gewerkschaft einen Preis, der die höchste Werthschätzung des Kuxenhandels noch um zwei Millionen übersteigt. Eine Gewerkschaft repräsentirt an sich zunächst ja keinen Kapitalwerth, wie eine Aktiengesellschaft; da ist ein Angebot von 30 Millionen Mark schon der Rede werth. Daß Kuxe nicht im offiziellen Börsenverkehr sind, hat man wohl nie so bedauert wie an dem Tage, wo die Offerte des Staates bekannt wurde und die Hercyniakuxe, die schon nach den ersten Gerüchten um etliche tausend Mark theurer geworden waren, von 28 000 auf 30 000 Mark stiegen. Wenn sie im offiziellen Verkehr wären, hätte man Wochen lang davon gesprochen; da die Kalipapiere, mit wenigen Ausnahmen, aber nicht zum Börsenhandel zugelassen sind, also auch nicht besonders interessiren, war man mit der Sache schnell fertig.

Der allergrößte Theil der Hercyniakuxe ist wohl in ein paar festen Händen. Schon deshalb ist nicht anzunehmen, daß die Gewerkenversammlung sich gegen die Staatsofferte sträuben wird. Der Schaaffhausensche Bankverein, dessen Direktor Ober-Regirungrath a. D. Schroeder im Vorstande des Kalibergwerkes sitzt, hat Grund zur Freude. Erkelenz und Hercynia: mit solchem Gewinn in der Tasche kann man selbst sehr schlechtem Wetter ruhig entgegensehen. Dem Fiskus liegt namentlich wohl daran, seine Stellung im Kalisyndikat zu stärken, das auf dem Weltmarkt nicht besonders viel zu erreichen vermocht hätte, wenn seine Organisation nicht in der staatlichen Betheiligung die feste Stütze fände. Das müssen selbst die Monopolfeinde zugeben. Was wir ohne das Syndikat in Deutschland erleben könnten, lehrte die Kalispekulation, deren Ausschweifung, seit die Lex Gamp besteht, in der von der Muthungsperre frei gebliebenen Provinz Hannover geradezu beunruhigend wurde. Die Betheiligung des Fiskus am Syndikat war schon bisher unter allen die größte. Sie betrug für die beiden fiskalischen Salzbergwerke Staßfurt und Bleicherode 71,66 Tausendstel. Dann folgt Anhalt mit dem fiskalischen Bergwerk Leopoldshall; Quote: 53,39 Tausendstel. An siebenter Stelle steht Hercynia mit 46,66 Tausendsteln; kommt sie, als Dritte, zu den staatlichen Gruben, dann steigt die Betheiligung des Fiskus auf 118,32 Tausendstel. Das ist der achte Theil der gesammten Syndikatsproduktion. Der Staat wäre dann zwar nicht allmächtig, könnte in künftigen Konkurrenzkämpfen immerhin aber viel für den deutschen Kalibergbau thun.

Im Frühjahr 1904 war das Syndikat der Auflösung nah; daß es, als G. m. b. H.,

auf fünf Jahre verlängert werden konnte, war nur möglich, weil der preußische Fiskus (im Gegensatze zum anhaltischen) sich mit der ihm zugewiesenen Quote zufrieden erklärte. Das mußte selbst Der loben, der staatliche Eingriffe in Syndikatsangelegenheiten nicht immer gern sieht; denn in diesem Fall war das Fortbestehen des Syndikates für den Kalimarkt dringend nöthig. Vor fünfundzwanzig Jahren betrug unser Kaliabsatz 610 000, heute beträgt er ungefähr 4 Millionen Doppelcentner, deren Verkaufswerth auf etwa 50 Millionen Mark zu beziffern ist. Bei so rascher Entwickelung ist eine feste Organisation doppelt nöthig; nur sie kann schädliche Ueberproduktion hindern. Dadurch, daß alljährlich neue Kaliunternehmungen entstehen, ist das Syndikat ohnehin schon gefährdet, weil die Zahl der Betheiligungsansprüche beständig steigt und, um Produktion und Absatz ins richtige Verhältniß zu bringen, die Quoten der älteren Mitglieder verkleinert werden müssen. Die erste Konvention von Kaliwerken hatte im Jahr 1879 vier Theilnehmer: Preußen mit Staßfurt, Anhalt mit Leopoldshall, das Kaliwerk Douglas in Westeregeln und das Kaliwerk Neustaßfurt; als das Kalisyndikat 1898 erneuert wurde, hatte es zehn, 1904 aber schon achtundzwanzig Mitglieder. Und inzwischen ist so viel gegründet worden, daß die Zahl der Betriebe sich gewiß mindestens verdoppelt hat. Zu gleicher Zeit steigt also die Zahl der Betheiligten und die der Konkurrenten. Die neuen Werke und Bohrgesellschaften in Hannover müssen allerdings erst zeigen, ob sie den Tag der Rentabilität überhaupt je erleben und dann noch konkurrenzfähig sind. Die Ueberspekulation hat aber auch draußen schon Unheil gestiftet: sie hat das ausländische Kapital, besonders in England und Amerika, wieder zum Kampf gegen das deutsche Kalimonopol auf dem Weltmarkt gereizt. Diesen Angriff muß das Syndikat abwehren und deshalb versuchen, wenigstens den größten Theil der deutschen Produktion in eigener Regie zu halten. Ferner muß es dafür sorgen, daß nicht mehr Betheiligungen gewährt werden, als der Markt und die Leistungfähigkeit der älteren Werke ertragen können. Das ist keine leichte Aufgabe. Daß der Staat an ihrer Bewältigung mitarbeitet, würde nüchterner beurtheilt werden, wenn nicht die Landwirthschaft die Hauptabnehmerin der Kaliindustrie wäre und dadurch der Verdacht entstünde, es handle sich um eine Begünstigung der Agrarier. Doch soll man wirthschaftpolitisch vernünftige Maßregeln nicht tadeln und falsch nennen, weil sie auch einer in der Handelswelt unbeliebten Klasse nützen. Das Kalisyndikat ist unentbehrlich und ohne die Regirung nicht möglich. Auch gegen seine Preispolitik ist nichts einzuwenden: im Gegensatz zu anderen Industriekartellen sorgt es im Inland für niedrige Preise und entschädigt sich durch höhere Auslandspreise für den geringen Gewinn in der Heimath.

Die Neuordnung des Kaliverkaufes in den Syndikatsverträgen von 1898 und 1905 hat den Umsatz, an dem besonders die Landwirthschaft betheiligt ist, beträchtlich gesteigert. Von den 41 Millionen Doppelcentnern reinen Kalis, die das Syndikat im ersten Vierteljahrhundert abgesetzt hat, sind rund 13 Millionen für gewerbliche Zwecke, 28 Millionen aber für die Landwirthschaft verwendet worden, die heute ohne Kalisalze nicht mehr existiren kann. Die Frage, ob Deutschland aus der Monopolstellung verdrängt werden kann, ist also von höchster Bedeutung. Eine kluge Propaganda hat dem Kalidünger so rasch Geltung verschafft, daß man kaum noch der (gar nicht so fernen) Zeit denkt, wo die Abraumsalze, die dieses Düngemittel liefern, einfach weggeworfen wurden Die Industrie verwendet die verschiedensten Kaliverbindungen: in der Elektrotechnik, bei der Herstellung von Anilin-

farben und Zündhölzern, in der Glas-, Alaun- und Pottaschefabrikation; Aetzkali wird in der Bleicherei, Färberei, Seifensiederei, Cyankali im Goldbergbau gebraucht. Da ist es nöthig, daß die Preisbewegung von Deutschland aus kontrolirt werden kann. Ein Staatsmonopol ist nicht möglich, so lange immer neue Werke gegründet werden; deshalb mußte der Fiskus wenigstens seine Stellung im Syndikat befestigen. Nur so kann er hoffen, innen die Einigkeit herzustellen und die von den an Zahl beständig wachsenden Outsiders her drohende Gefahr zu mindern. Der Syndikatsvertrag gilt ja bis 1909; der Konflikt mit der Gewerkschaft Hohenfels (wegen kontraktwidriger Verkäufe), in dessen Verlauf man mit dem Austritt dieser Gewerkschaft rechnen mußte, hat aber gezeigt, daß der Verband nicht vor ernsten Mißhelligkeiten schützt. Und nur die volle Einheit kann den Sieg über ausländische Angreifer verbürgen.

Das namentlich in der Zechen- und Hütteninduſtrie fühlbare Streben nach Zusammenschlüssen konnte sich im Kalibergbau nicht so rasch äußern, weil die überragende Stellung der beiden Staaten Preußen und Anhalt ein schwer überwindliches Hinderniß bot. Jetzt aber sind doch bereits einzelne Fälle zu verzeichnen. Die Kaliwerke Aschersleben (Diskontogesellschaft) haben Schmidtmanns Gerechtsame bei Sollstedt (Thüringen) erworben; die Kaliwerke Westeregeln (Mitteldeutsche Kreditbank) sind der Gewerkschaft Roßleben verbündet; die Gewerkschaft Burbach (Darmstädter Bank) hat eine Betriebsgemeinschaft mit der Gewerkschaft Walbeck; und die Gewerkschaft Ludwig II. (Delbrück, Leo & Co.) hat die Majorität in den hannoverschen Kaliwerken; die Gewerkschaft Hedwigsburg sucht ihren Besitz zu erweitern; Hohenfels und Hugo haben sich verbündet. Auch hier hat das Streben nach Konzentration also schon Erfolge aufzuweisen. Daraus könnte indirekt das Syndikat vielleicht Vortheil ziehen, wenn ihm die Furcht vor der verstärkten Konkurrenz Werke zuführte, die bisher draußen blieben. Doch erschweren solche Interessengemeinschaften die Erhaltung des Verbandes; und sie nähren die Hoffnungen offener und heimlicher Gegner. Zu den einunddreißig Mitgliedern des Syndikates gehört auch Heldburg, seit die Darmstädter Bank sich ihrer angenommen hat. Ihre Quot ist einstweilen ziemlich klein und wird wohl erst erhöht werden, wenn die Rekonstruktion der Gesellschaft gelungen ist. Da selbst die Leiter großer Banken nicht wissen, warum Direktor Dernburg jetzt nach Amerika gereist ist, kam das Gerücht auf, er wolle Heldburg an ein amerikanisches Konsortium verkaufen. Ribbert hat die Gewerkschaft Einigkeit ja an die Virginia Chemical Company verkauft und auch über Heldburg schon mit Amerikanern verhandelt. Herrn Dernburg ist aber nicht zuzutrauen, daß er auf diesem Wege fortschreiten will. Heldburg, deren Kuxe jetzt nicht nur von den Darmstädtern, sondern auch vom Publikum beachtet werden, wurde auch in einer anderen Kombination genannt; es hieß, sie solle mit der Teutonia vereinigt werden, an der Bleichröder und die Nationalbank betheiligt sind. Ob aus Alledem Etwas wird? Herr Dernburg weiß zu schweigen und rücksichtlos zu handeln. Fiskus und Syndikat aber können nicht ganz ruhig in die nächste Zukunft blicken, ehe über Heldburgs Schicksal entschieden ist. Die Hauptgefahr droht freilich von draußen. Schon sind die deutschen Kaliwerke Wallensen, Thuisten und Duingen von Engländern gekauft worden. Engländer sollten auch einen großen Theil der Kuxe der Gewerkschaft Solling erworben haben. Dieses Eindringen ausländischen Kapitals mußte den Fiskus, der das deutsche Interesse wahrt, zu dem Versuch treiben, durch den Ankauf der Hercynia seine Macht im Syndikat zu vermehren. Ladon.

Theater.

Zola hat einmal, so ums Jahr 1880, gesagt, nach dem Sieg des Naturalismus (ihm bedeutete das Schlagwort einen klar empfundenen Sinn, ihm ganz allein) müsse dafür gesorgt werden, daß der Phantasie, der adorable école buissonnière de l'imagination, auf dem Theater ein weiter Platz gewahrt bleibe, ein luftiger, feenreichlich heller Spielraum, wo die Wirklichkeit kein Recht auf Achtung und Beachtung haben dürfe. Der entartete Romantikersproß träumte ein Märchendrama von nie erschautem Wunderreiz: der größte Lyriker sollte es dichten, der größte Musiker die Verse in Töne kleiden, von den größten Bildnern das Gewand der Szene geliefert werden. 1880. Ungefähr um die selbe Zeit bezeichnete Nietzsches Spott als die Aufgabe moderner Kunst: „Stumpfsinn oder Rausch! Einschläfern oder betäuben!" Zola sah seinen Wundertraum nicht verwirklicht. Auf dem Weg aber, der ans erträumte Ziel führen konnte, wurde es nach und nach lebendig. Zuerst wandten die Maler sich von der häßlichen Wirklichkeit. Auf Puvis und Rochegrosse blickte die Menge bald andächtiger als auf Courbet und Bastien-Lepage; in Deutschland fing Böcklin die Seelen; in England waren die Praeraffaeliten vom Marktgewühl umdrängt. Schüchtern zuerst, schnell dann aber erdreistet, folgten ein paar Poeten. Die Parnassiens wagten sich trotziger wieder hervor, Musset und Lamartine, deren Ruhm lange geschlummert hatte, konnten mit frischem Kranz die Schläfe schmücken, Poë und Baudelaire wurden aus den Modergrüften beschworen, die der Rabe umkrächzt und die kränkelnden fleurs du mal mit geilem Gerank umsponnen hatten, dem irren Genius Verlaines entstand und wuchs die Gemeinde, sogar die innigen Christmärchen Bouchors gewannen Beifall, weil das schmächtige Talent den Ton der Zeitstimmung traf, und Maeterlinck, dessen entfleischte Legenden im horchenden Sinn angstvoll süße Schwingungen schufen, sah eine schwärmende Sekte um sein fahles Banner geschaart. Doch das Alles blieb Literatur, Etwas für die Esoteriker, und wollte nicht Volkskunst, nicht Mode werden. Wars denn nicht möglich, auch in der deutschen Heimath einmal ein poncif zu schaffen, ohne pariser Vorbild das neue Modemuster zu erfinden, das endlich wieder den Massenanspruch befriedigen konnte? Schwarze und graue Stoffe gingen fürs Erste nicht mehr; vielleicht war mit bunten, geblümten Geweben Etwas zu machen. Ein pfiffiger Herr, dem aus Gallien der Wind die Witterung hergeweht hatte, durchblätterte flink sein Germanistennotizbuch, las da von maere und spel, erinnerte sich, ohne Zola näher zu kennen, daß nach Sturm, Drang

und rohem Naturalismus oft die kindergemüthliche Welt der rosigen Wunder sich aufgethan hatte, dachte an Perrault und Musäus, an die Brüder Grimm, Hoffmann und Andersen und kam aus der Coulissenluft dann mit der Kunde zurück, auf dem Schauspielmarkt scheine die Konjunktur jetzt den Märchen günstig und ein kluger Mann müsse deshalb zunächst einmal Märchen machen.

Das klang gar nicht übel. Märchen: da blieben die groben Alltagskonflikte erspart, die der Makronenmagen des Publikums einstweilen nicht mehr verdauen mochte; da brauchte man den Leuten, aus deren Taschen die Einnahmen rannen, nicht mehr die bitteren Wahrheiten zu sagen, die sie so ungern hörten; da durfte man tändeln, spielen und necken, die Phantasie, das holde, ruhlose Seelchen, durch ungemessene Weiten flattern lassen und konnte zu den Erstaunten doch immer sprechen: Wir haben von unseren heiligen Grundsätzen keinen einzigen geopfert; wir sind die Selben geblieben, ganz die Alten, nur eben auf neuer Bahn. Das war die Hauptsache; seit die Frucht des Jahres 1859 in die Scheune geschleppt ist und ein Heer von Zwischenhändlern die Schätze Darwins und Marxens verhökert, muß sich Alles hienieden entwickeln und es wäre die äußerste Schmach, wenn in den Gang dieser determinirten Entwickelung, die Glauben und Wissen, Staat und Kirche, Recht und Wissenschaft rastlos wandelt, nicht auch die Kunst eingezwängt werden könnte. Natürlich muß die Geschichte schnell gehen, weil man doch mit dabei sein will. Also zunächst einmal Märchen. Man würde ja sehen, was dann weiter daraus entsteht. Nur: ganz so einfach und leicht, wie man sie sich in der ersten Freude gedacht hatte, war die Sache am Ende doch nicht. Die echten Märchen, die schönsten, die niemals welken, entblühen nach langer, finsterer Winternacht mit den Primeln dem fruchtbaren Schoß der Volkheit, dem sich, wenn die Zeit erfüllet ist, leise auch Mythen und Religionen entbinden. Den gemachten Märchen fehlt fast immer, wie den gemachten Blumen, der Duft; in ihren künstlichen Kelchen sucht das Auge vergebens den feinen Blüthenstaub und die feuchte Spur des Thaues, in dem der erste Strahl des Tagesgestirnes sich wohlgefällig spiegelte und für die lange Reise ums Firmament erfrischte. Auserwählten ist es gelungen, im Volksempfinden Märchen zu zeugen, über deren Zauber die lauschende Schaar dann gewöhnlich das Lob des Schöpfers vergaß; doch der Wiege solcher Märchendichter muß eine Fee von besonderer, nur den Sonntagskindern sichtbarer Art genaht sein, eine in ewiger Jungfrauenjugend prangende Mädchengestalt mit Mohnblüthen im lichten Haar, einem ernst leuchtenden Kinderblick und zwei Schelmengrübchen neben dem kirschrothen Mund, ein liebliches Wunderwesen, halb Kind noch

und halb schon Weib, das dem Begnadeten mit keuschem Kuß für die Reize der Märchenwelt den Sinn und die Sinne weckte. Der Glückliche nur, dem solches Geschenk schon in die Wiege gespendet wurde, wird später wagen dürfen, mit der Phantasie erwachsender Volkskunstbedürfnisse den schweren Wettkampf zu bestehen. Was der nüchternen Alltagsmenschheit unsichtbar oder leblos scheint, wird ihm sichtbar und lebendig; Baum, Strauch und Pflanze verrathen ihm flüsternd ihr tiefstes Lebensgeheimniß; er wird die Sprache der Thierheit zu Land, zu Wasser und in den Lüften verstehen, ihr Jauchzen und Jammern, die weißen Sternlilien mit den blutrothen Staubfäden wie Altbekannte grüßen, mit himmelblauen Tulpen trauliche Zwiesprache halten, auf die grüne Sammetdecke des Rasens sich wie einst in sein schneeiges Kinderbett strecken, den frohen Anruf des Hofhundes und des Rehs scheu fragenden Frauenblick verständnißvoll und verständlich erwidern und im weiten Märchenreich überall heimisch sein. Märchen gehören zunächst den Kindern. Und wie die Psyche des Kindes beschaffen ist, der die Phantasie des Märchenerzählers sich anpassen, deren Traum sie mit leichten Schöpferhänden streichelnd in Wirklichkeit wandeln will, Das hat der Sohn Wilhelms Grimm in zwei Sätzen so ausgedrückt: „Es liegt in den Kindern aller Zeiten und aller Völker ein gemeinsames Verhalten der Natur gegenüber: sie sehen Alles als gleichmäßig belebt an. Wälder und Berge, Feuer und Sterne, Flüsse und Quellen, Regen und Wind reden und hegen guten und bösen Willen und mischen ihn in die menschlichen Schicksale." Den Dichter dieses zierlichen Völkchens darf die rauhe Wirklichkeit nicht kümmern; doch die Märchenwelt muß ihm heilig sein, mit ihrer Ordnung, ihrer Logik und Rangabstufung, mit der besonderen Sprache und dem unverbrüchlichen Sittengesetz. Denn auch diese Welt hat ihre festen Regeln, die Jeden binden, sobald er ihre Gemarkung betritt; die Phantasie mag schweifen, in toller, süßer Trunkenheit umhertaumeln: die innere Einheit des selbst geschaffenen Organismus muß dennoch streng immer gewahrt bleiben. Das Kind, das mit offenem Mund, mit vorauseilendem Auge und pochenden Schläfen auf die weite Reise ins Wunderland geht, achtet auf jeden Verstoß doch so sorgsam wie ein Ceremonienmeister bei der Defilircour; es verliert leicht, wenn der Erzähler auch nur mit einem falschen Ton die Zauberstimmung durchbricht, die Möglichkeit der Illusion und ist, weil es noch an die eherne Logik menschlichen Handelns und an die Kraft des ungehemmt schaltenden Willens glaubt, von inkohärentem Geschehen und von Charakterbrüchen nicht zu überzeugen. Diesem eigensinnigen Verlangen nach innerer Einheitlichkeit, nach dem harmonischen Walten der festen Gesetze einer kindlichen Teleologie und

Kausalität muß der Märchendichter genügen; erst wenn er diese schwere Kunst spielend zu meistern vermag, hat er seine Hörer und hält sie, kann ihre unverbrauchten Sinne durch das grenzenlose Reich der Geister, Menschen, Thiere und Pflanzen führen und, wo es ihm just beliebt, Rast machen, — bei Allem, was schwebt und wandelt, fleucht und kreucht. Dann ist er der allmächtige Herrscher, der mit mildem Zauber selbst die wildeste Jugend, Struwwelpeter und Suppenkaspar und schlimme Mädchen, gewinnt. Dann aber folgen ihm in sein Himmelreich willig auch die Erwachsenen, denen von Muttertheils Gnaden die Gabe ward, für Stunden wenigstens wie die Kinder zu werden.

Für solches Werk waren die Herren schlecht gerüstet, die eben noch, in den Tagen des Naturalismus und der comédie-rosse, ihren männernden Zorn an bourgeoiser Erbärmlichkeit ausgetobt hatten. Sie brachten zu viel Galle mit; auch, weil sie lange um Beifall gebuhlt hatten, zu viel Bewußtheit und ein gespreiztes Dünkelerwesen; der Einfalt, des froh gläubigen Kindersinnes war in ihnen zu wenig. Sie richteten getrüffelte Märchen an, bastelten sorgsam polirte Sächelchen zurecht, die den Bildungprotzen behagten, weil es da Etwas zu deuten und, wenn eine Anspielung kam, auch wohl zu zwinkern gab, der frommen Märchengemeinde aber, Kindern und stumm geborenen Poeten, nichts zu bieten vermochten. Das hastige Mühen, in Warmhäusern edle Spaliermärchen aufzuziehen, aus Pappe, Leinwand, buntem Licht, Flittertand und feinen Verschen Herrn Omnes up to date eine Wunderwelt zu thürmen, wurde auch kaum ernst genommen. Da lockte Herrn Hauptmann, der oft schon mit Bewußtsein dem Stammeln der Zeitstimmung gelauscht hatte, der Versuch, auch diesem neuen Sehnen nun Sättigung zu wirken. Ein Märchen, das seinen berühmten Namen ins Land hinaustrug, durfte natürlich nicht sein wie andere Märchen; mußte das Höchste und Tiefste klammernd umfassen, mit Himmelslicht der Menschheit große Gegenstände bestrahlen und in dem Kampf um die Weltanschauung eine Etape bezeichnen. Aber, ach, auch sein erstes Märchen konnte unverdorbene Kindergemüther nicht freuen. War nicht einfach, nicht rein, nicht einheitlich und nicht klar; in seiner Welt ging es nicht ordentlich zu und alte, dem Kindersinn heilige Sitte ward nicht geachtet. Ein Kind, das mit wachem Auge umhergeblickt und im Wald mit den Bäumen seine kleinen Leiden und Freuden beplaudert hat, würde wohl schon nach dem ersten Satz, der von einer „tannenumrauschten Bergwiese" erzählt, die Mutter mit der erstaunten Frage stören: „Mama, rauschen denn die Tannen?" Dieses Staunen würde noch wachsen, wenn Rautendelein, das Elfenkind, wie eine gezierte und belesene Menschentochter aus der höheren Klasse spricht und empfindet, wenn

der kleine Lauscher dann glauben soll, der dem fremdartigen Wesen aus fernem Menschenland Gesellten nahe der Klapperstorch, und wenn die leichtfüßige Tochter der Luft am Ende gar die wider alle Märchensatzung verstoßende Mesalliance mit dem triefenden Wassermann schließt. Dieser gräuliche, von Elfen und Faunen gefoppte Brunnengreis ergötzt mit seinem Quorax und Brekekekex eine Weile auch den Erwachsenen (den er quakend an den aristophanischen Chor der Frösche und an den für Literaten heute noch lehrreichen Kronenstreit zwischen Aischylos und Euripides erinnert); bald aber wird er pathetisch, wird (wirklich) zum Raisonneur, spricht, wie ein frommer Pfarrer, vom lieben Herrgott, von Schuld, Opfer und Pflicht, und kramt eine Weltanschauung aus, die er unter Tang und Algen gewiß nicht erwerben konnte. Und was soll ein Kind mit dem faunischen Waldgeist anfangen, der in dieser künstlich gefügten Welt die ungebundene Sinnlichkeit verkörpert, leider eine kraftlos schwitzende Sinnlichkeit, der alles Urnatürliche fremd ist und die mit schnödem Zotenspaß sich zum Vergnügen zu peitschen sucht? Was mit der bärtigen Buschgroßmutter, die, der strotzend leibhaftigen Frau Holle sehr unähnlich, als ein gespenstisches Symbol blutlos über den Märchengrund huscht, und mit der Elfe, die das enge Strumpfband am Kniechen drückt? Nein: dem Kindersinn erschließt diese Schöpfung sich nicht. Schon die putzsüchtige Sprache, die unter Tannen lüstern nach Brillanten späht und einfachem Fühlen fast nie den einfachen Ausdruck findet, muß neugierigen Kindersinn von ihren Grenzen scheuchen.

Die Kostbarkeiten, hieß es drum früh, die ein kühner Schatzgräber aus dem dunklen Schacht der Volksphantasie hier ans Licht gebracht hat, sind auch nicht für die Kleinen bestimmt. Ins Ohr der Großen dröhnt diese Glocke und dieses Märchens Goldgehalt ward geheimnißvoll am hellen Tag von einem Dichterphilosophen erschürft. Doch auch der Verstand der Verständigsten kam, wenn er den gehäuften Märchenräthseln die Lösung suchte, nicht viel weiter als die tastende Einfalt des Kindergemüthes. Alle erdenklichen Motive, aus allen Zeiten und Zonen, klingen an: die Kluft zwischen christlicher Askese und gewissenlos froher Heidenkraft thut sich auf, die alten Romantikerabsurditäten von der Befreiung des Fleisches und vom qualvollen Künstlermartyrium tauchen aus thränenfeuchten Nebelschleiern hervor, von einem Pascha und von Sykophantenseelen, von Charons Kahn, von Balder, Freya und Thor wird gesprochen, die Elfen, Faunen, Elementargeister und Dorfbewohner beherrschen magistral das ganze Gebiet altnordischer, griechischer und christlicher Mythologie und der siechе Held träumt einen von mitleidigem Galiläerempfinden gesänftigten Sonnenkult, der den toten Heiland vom Kreuz erlöst und den dem

Leben Wiedergewonnenen zu lachender Maienluft ſtimmt. Um dieſes Werk zu ſtücken, hat der Dichter aus den Reichskleinodien des Poetenimperiums, aus Mythos, Sage, Dichtung und Philoſophie mit allzu flinker Hand koſtbare Kronjuwelen entwendet, die er dann doch nicht zu einander zu ſtimmen, zu feinem Geſchmeide zu einen vermochte. Er wollte um jeden Preis das Ungeheure ſchaffen, das nie Erſchaute; er überſchätzte ſeine Kraft und gab ein Gedicht, das, trotz mancher lyriſchen Schönheit, mancher zarten Stimmung, den gebildeten Betrachter ſchon durch die barbariſche Miſchung älteſter und allerneuſter Motive beleidigt und als das Werk eines ernſten und ſtarken Talentes erſt verſtändlich wird, wenn man ſich Doudans Warnerwort ins Gedächtniß ruft: C'est la rage de vouloir penser et sentir au delà de sa force!

*

Dieſe Sätze habe ich vor neun Jahren, nach der erſten Aufführung des Märchendramas „Die verſunkene Glocke" geſchrieben. Ich wiederhole ſie heute, (faſt wörtlich) weil ich, nach der Aufführung des Glashüttenmärchens „Und Pippa tanzt!", das Selbe ſagen müßte und weils mich unwürdig dünkt, beinahe ſchon Proſtitution, einmal Gedachtem und Ausgeſprochenem, nur der reizvolleren Allure wegen, immer neue Ausdrucksform zu ſuchen. Auch das Citat aus dem Klagelied über das Elend der Univerſitätphiloſophie muß ich leider wiederholen. Schopenhauer ſpricht da von dem „verſchmitzten Kniff, dunkel (Das heißt: unverſtändlich) zu ſchreiben; wobei die eigentliche Fineſſe iſt, ſeinen Gallimathias ſo einzurichten, daß der Leſer glauben muß, es liege an ihm, wenn er den Sinn nicht verſteht, während der Schreiber ſehr wohl weiß, daß es an ihm ſelbſt liegt, indem er eben nichts eigentlich Verſtehbares (Das heißt: klar Gedachtes) mitzutheilen hat. Statt auf jede Weiſe bemüht zu ſein, ſeinem Leſer deutlich zu werden, ſcheint er ihm oft neckend zuzurufen: ‚Gelt, Du kannſt nicht rathen, was ich mir dabei denke!' Wenn nun Jener, ſtatt zu antworten: ‚Darum werde ich mich den Teufel ſcheren' und das Buch wegzuwerfen, ſich vergeblich daran abmüht, ſo denkt er am Ende, es müſſe doch etwas höchſt Geſcheites, nämlich ſogar ſeine Faſſungskraft Ueberſteigendes, ſein und nennt nun, mit hohen Augenbrauen, ſeinen Autor einen tiefſinnigen Denker". Daß Herr Hauptmann dieſen Kniff mit Bewußtſein anwendet, glaube ich nicht (das Moraliſche verſteht ſich immer von ſelbſt, ſagte der Schwabenviſcher, der, als Deutobold Symbolizetti Allegoriowitſch Myſtifizinſki, das Urmyſtagogiſch-Hintergründliche ſolcher Gedichte ſo luſtig verſpottet hätte); glaube aber, daß er gar zu gern weiter und namentlich tiefer denken möchte, als ſein Hirn freiwillig erlaubt, daß bei der Anſtrengung ihm des Denkens Fadens zerreißt und

er im Finsteren rathlos dann, führerlos, in Hast weitertaumelt. Eine kleine Tücke mag im Spiel sein; immerhin eine verzeihliche: die Zuversicht, das Gefolge werde sich bei dem abgerissenen und wieder angeknüpften Wortgespinnst schon Etwas denken. So wars beim Glockengießer und beim Ritter Heinrich, bei Geyer, Schluck und Kramer. Zeche lustiger Gesellen. „Ein tiefer Blick in die Natur! Hier ist ein Wunder: glaubet nur!" Muß es immer so sein? Muß ein Hirn, das für dialektische Prozesse so ungeeignet ist wie je eins, sich immer wieder den Bau steiler Gedankenpaläste zumuthen? Alle sind nach dem Richtfest, nach der Kranzrede des Parlirers, eingestürzt. Das Elfenmärchen, das von Trunkenen einst neben das inkommensurable Faustgedicht gestellt ward, gilt gerade den Gläubigsten heute als eine Verirrung des Dichters (dem, erzählt man, selbst die zähe Glockenspeise nicht mehr munde). Schluck ist verschollen, Kramer und der Arme Heinrich zeigen sich nicht mehr auf dem Schaugerüst und der Versuch, die Geyerburg durch einen Umbau zu retten, ist mißlungen. Schöne Ruinen sind geblieben. Schade. Der Grundriß war eben falsch; das Fundament, die Grundmauer, von der Solneß spricht, zu schwach, um so viele Stockwerke, so gewaltigen First und so hohe Thürme tragen zu können. Wer zu bauen anfängt, muß den Plan reiflich besonnen und jeden Raumkünstlergedanken bis ans Ende gedacht haben; sonst hält sein Gebäude sich nicht.

So gehts nun auch dem Glashüttenmärchen. Diesmal ists erst recht nichts für Kinder (und ich will heute die Frage nicht stellen, ob man das dem Kindersinn ganz Unzugängliche ein Märchen nennen soll). Was sieht der Erwachsene? Pippa ist die Tochter des italienischen Glastechnikers und Gauners Tagliazioni, der beim Falschspiel ertappt und, als er den Raub mit blanker Klinge vertheidigt, von der Wuth der Ausgeplünderten erschlagen wird. Den seltsamen Reiz des grazilen, tanzlustigen Südlandkindes umwerben drei Männer: der tüchtige, praktische, fast weltmännische und gutmüthige Glashüttendirektor; der plump täppische, einem bösen Waldmenschen ähnliche Riese Huhn, der als Glasbläser ein Künstler war und jetzt, ohne Arbeit, mit einer Dohle und einer Ziege in einer verfallenen Gebirgshütte haust; der reisende Handwerksbursche Michel Hellriegel, ein blonder, blasser, schwächlicher Phantast, der tausend Schwänke und zehntausend Wunderträume im Kopf hat und auf dünnen Beinchen stracks ins Land der Schönheit und hohen Kunst stampfen will. Alle Drei entzückt Pippas Tanz; mit ihr sich im Reigen zu drehen, wagt Huhn nur, der rothborstige Bär. Der schleppt sie auch, in der Wirrniß der Mordnacht, aus der Gebirgsschänke durch Eis und Schnee in seine Hütte. Er will ihr nichts thun, sie nicht einmal unsanft berühren; nur bei ihm soll sie bleiben. Das

Mädchen bebt, weint, kreischt, fleht vor dem Reisigfeuer zur Gebenedeiten: der Riese sitzt fest in seinem Wahn, nur die Gegenwart so holder Jugend könne ihn vor dem Wüthen der Elemente, dem Dräuen des Schicksals schützen. Kein Ausweg öffnet sich, kein Spältchen, durch das eine Flucht möglich wäre. Da guckt Michels Blondkopf durchs Fenster; der Ausgefrorene, der noch das Fürchten nicht lernte, sucht im eisigen Morgengrau ein Obdach. Huhn rennt, um den lästigen Störer zu verscheuchen, mit einem Knüppel hinaus: der Handwerksbursche kann eintreten und Kleinpippa befreien. Rasch schlagen die jungen Herzen im selben Takt; als Michel die Okarina, die er für seinen letzten Thaler erhandelt hat, an den Mund setzt, entschwindet dem Tanzbräutchen alles Leid in die steigenden Morgennebel; und fort gehts nun, innig verschlungen, unterm Frühroth der Wintersonne. Huhn bleibt unsichtbar. Nur einen wilden Schrei hören wir von ihm noch; einen Schrei, der, sagt Michel, „Freude für Alle" bedeutet. In einer verschneiten Baude sehen wir das Paar wieder. Bei Wann, einer „mythischen Persönlichkeit", der ein stummes Faktotum dient. Dorthin ist der Hüttendirektor geklettert, um nach der verschwundenen Pippa zu forschen. Sieht, als sie mit ihrem Gefährten (der am Rettungseil erst aus Schneeschluchten geholt werden muß) herbeigezaubert ist, daß seinem alternden Herzen hier nichts zu hoffen bleibt, und geht. Huhn ist dem Paar nachgestiegen, versteckt sich, ringt mit Wann, der ihn schnell überwältigt, lockt, da der Zauberer das Studirzimmer verlassen hat, mit letzter Schmeichelkraft die zierliche Pippa noch einmal zum Tanz: und Beider Auge bricht. Michel merkt nicht, daß ihm die Liebste starb. Er hat, trotz des Zauberers Warnung, mit seinem Instrument zum Todestanz aufgespielt, hat, als den Beiden der Athem versiechte, das Augenlicht verloren und wird, mit der Okarina am Mund, von dem Diener nun, vom Stummen der Blinde, hinausgeleitet, — dem Glanz, der Schönheit entgegen. So wähnt er. Nach Venedig gehts, in die Heimath der Glasbläserkunst, wo vor Marmelpaläften glitzernde Gondeln sich wiegen. Dort wird er Wasser mit seinen Händen zu Kugeln ballen und aller Künste tiefstes Geheimniß erfahren. Traurig klingt seine Weise; doch das feuchte Auge lacht. Pippa lebt ihm, schmiegt sich an seinen Leib und wird ihm tanzen, so oft ers begehrt.

Das sieht unser Blick; und die wirre Bilderfolge wird ihm nicht diaphan. Aus eigener Kraft hält sich diese Geschichte nicht aufrecht; und sollte doch. Auch wenn das Höchste und Tiefste hineingeheimnißt ist, muß ein Gedicht dem zum Errathen von Räthseln nicht erzogenen Sinn offen sein. Als Goethe das Helenafragment aus dem Faust an Cotta schickte, sagte er zu Eckermann: „Die Philologen werden daran zu thun finden. Aber Alles ist sinn-

lich und wird, auf dem Theater gedacht, Jedem gut in die Augen fallen. Und mehr habe ich nicht gewollt. Wenn es nur so ist, daß die Menge der Zuschauer Freude an der Erscheinung hat: dem Eingeweihten wird zugleich der höhere Sinn nicht entgehen." Vor dem Glashüttenmärchen stellt sich die Freude an der Erscheinung nicht ein. Nichts „stimmt"; und Alles müßte aufs Härchen stimmen. Unser Blick wird unstet, schweift, statt andächtig zu weilen, zurück, möchte vergleichen, ins Klare kommen: und nirgends wird ihm Rast gewährt. Das Ohr, das symphonische Pracht erhoffte, horcht halb nur noch auf den Anprall wüster Diaphonie. Was will uns Dieses? Was ist hier gemeint? Im Getümmel solcher Zweifelsfragen verröchelt die sinnliche Wesenheit aller Kunst.

Kein Verständiger wird Symbolen und Allegorien das Theaterthor sperren. Ariel, Euphorion und Phorkyas, die Mütter und die thessalischen Hexen heißen wir gern willkommen und freuen uns der republikanischen wie der monarchischen Walpurgisnacht. Nur muß der Spuk auch wirklich Etwas bedeuten; und die Schatten müssen, außer ihrer symbolischen Bedeutung, ein den Sinnen erfaßbares Leben haben. Freut der Naivste sich nicht an dem von der Klugheit durchs Karnevalsgewühl gelenkten Elephanten, an Wagners Homunkelzüchtung? Das Glashüttenmärchen läßt beide Wünsche unerfüllt. An sich, so, wie es von Gesicht und Gehör aufgefangen wird, bietet es nur ein wirres, nicht selten freilich holdes Schemenspiel. Und die Bedeutung? Daß Pippa die junge Schönheit ist, die Lebensblume, die Jedem zwar anders heißt, Kunst, Sinnenlust, Traum, Fortuna Virgo, die Kugelläuferin, und nach der in Sehnsucht doch Alle die Hand recken, merken wir bald. Warum aber ist sie eines Betrügers Tochter? Warum stirbt sie an dem Tanz mit einem verwilderten Künstler, der sie auf seine ungeschlachte Weise doch zu keuscher Gemeinschaft begehrte, und läßt der plötzlich erblindenden Menschheit nur die Illusion ihres Lebens noch? Und wer ist Wann? Der Herrgott in mythischer Person? In meinem Hause, spricht er, sind viele Gastkammern; aufs Wort fast wie der himmlische Vater des Marienkindes. Weist dann wieder auf den Mächtigeren, der nach ihm kommen wird; ungefähr im Ton des Täufers. Verheißt, unter allerlei Hokuspokus, dem Direktor eine vita nova: und dem Armen tagt doch kein neues Leben. Ist, der Uralte, Weise, Klare, dem Menschenseelen nur Gondelschiffchen sind, von Pippas halbwüchsigem Reiz so gepackt, daß sich ihm das Greisengefühl verwirrt. Und läßt uns Sätze hören wie diese: „Hier ist keine Gnade! Hier rast der giftige Zahn und der weißglühende Wind, so lange er rast! Hier keltern typhonische Mächte den gellenden Qualschrei rasender Gotteserkenntniß. Blind, ohne Erbarmen, stampfen sie ihn aus der heulenden und vor Entsetzen sprachlosen Seele aus." In einen stürmenden Ozean, spricht er, sind wir hin-

eingeboren und können uns nie anders fühlen als in schwankender Schiffskabine. Das ist alte, doch immer noch brauchbare Weisheit. Muß vom Meer des Unsinns her deshalb aber der Pharus leuchten? Der Herrgott enthüllt sich in anderem Glanz; und selbst ein Prokurist des Höchsten vermöchte noch mehr als dieser eitle Schwätzer, dem, so lange wir ihn auf seinem Gemeinplatze sehen, eigentlich Alles mißlingt. Wer ist diese „mythische Persönlichkeit" also?

Ich will nicht weiter fragen; thäte es nicht, auch wenn der Dichter nicht schon geantwortet hätte. Herr Hauptmann hat seit manchem Jahr die Gewohnheit angenommen, die Wonne und Qual trächtiger Zeit dem berühmten Herrn Holzbock auszuplaudern. Er könnte sagen, wie Goethe: „Vom Publikum mag ich nichts hören. Die Hauptsache ist, daß es geschrieben steht; mag nun die Welt damit gebaren, so gut sie kann, und es benutzen, so weit sie es fähig ist". Doch er will den raschen Erfolg, den greifbaren; und wurde, da er auch diesmal ausblieb, wieder gesprächig. Wenn sich ein Dichter entschließt, über sein Werk zu reden, muß sein Wort Klarheit schaffen; sonst ist es dreifach von Uebel. Doch was Herr Hauptmann dem Vertrauten gesagt hat, ist genau so unklar wie sein Gedicht; stimmt in den wichtigsten Theilen gar nicht einmal mit den sichtbaren Vorgängen dieses Gedichtes zusammen. „Ich wollte das Symbol der Schönheit in seiner Macht und Vergänglichkeit in den Mittelpunkt stellen. Die rohe Kraft besiegt, wie so oft im Leben, auch in meinem Märchen die zarte Schönheit. Tausende junger, schöner Mädchen werden in der profanen Wirklichkeit von alten Korybanten begehrt und zu Grunde gerichtet. Ich dachte an eine Vermählung des deutschen Genius mit dem Ideal südländischer Schönheit". Im neusten Märchen begehrt und besiegt rohe Kraft nicht die Schönheit. Die aber stirbt und der deutsche Genius erblindet und verkriecht sich in einen Trugwahn. Auf diesem Wege kommen wir nicht weiter. Der Dichter verwahrt sich gegen „kühle Reflexion". Kühl braucht sie nicht zu sein; doch muß Gedachtes sich schließlich nachdenken lassen. Ich kanns nicht. Mir ist diese Glasbläsermär undurchsichtig wie eine Tintenflasche; und die feinsten Wunder der ars vitraria experimentalis lächeln auch dem nicht mit einem Diaphanoskop bewaffneten Auge. Mich ärgert das Spiel mit großen, vom Hirn nicht verarbeiteten Worten und unverstandenen Begriffen, das Wiederkäuen erlesener Absurditäten und die Sucht, das Denkvermögen und die Bildnerkraft künstlich zu steigern, so sehr, daß selbst die Reize des Gedichtes mir in solcher Verstimmung nicht den Trost heller Kunstfreude gewähren.

An solchen Reizen fehlts diesmal nicht (fehlt es da nie, wo Herrn Hauptmann ein Werk völlig mißlang). Der Gebirgswinter lebt und das Eis funkelt von einem Strahl der Lidosonne. Wir hören die Elemente (wie ihr Wal-

ten und Weben, mit musikalischen Geräuschen, in Wirklichkeit und Phantastik hineinlangt, ist das Feinste an dem Gedicht). Die Angst des frierenden, von allen Schauern nächtiger Bergwildniß umheulten Kindes ist meisterlich gemalt. Tagliazoni hat Blut und Nerven, der Hüttendirektor strotzt von Vitalität und Michel, der Poet, dem schließlich nichts bleibt als die ewig junge, Schönheit schaffende Phantasie, ist in der ersten Stunde so knabenhaft erlebensgierig, so wundervoll närrisch, daß die schönste Provinz im Reich Eichendorffs und Schwinds sich dem entzückten Auge aufthut. Jammerschade, daß so viel Kraft und Anmuth in einer Ruine verkümmern muß. C'est la rage de vouloir penser et sentir au delà de sa force. Müssen die Luftschlösser, die Herr Hauptmann uns baut, von den tiefsten Erdklüften denn immer bis an den höchsten Wolkensitz ragen? Er ist nicht der Mann, neue Weltanschauung zu dichten und Gigantenpaläste zu thürmen. Ist auch für die Bakkalaureusrolle nicht mehr jung genug; nicht auf sein Geheiß wartet die Sonne, um aus den Schleiern zu steigen. Sein Unglück ist, wie heute fast jedes Gekrönten, sein Hof. Der erste redliche Mensch, dem er das neue Märchen vorlas oder zu lesen gab, mußte sagen: „Das ist eine ungemein reizvolle Skizze, doch kein fertiges Werk. Das müssen Sie, mußt Du mindestens noch einmal von Grund aus umformen; so lange dran arbeiten, bis keine Klinze mehr bleibt, Alles sich zum Ganzen fügt und von jeder Seite so durchsichtig ist wie die Kelchblume von Murano." So einfach ist nämlich die Sache: das Drama ist unklar, weil es unfertig ist. Fünfzig Jahre lang hat Goethe den zweiten Fausttheil besonnen und immer wieder dran gearbeitet. Und war Goethe. Trotzdem freilich nicht zu stolz zu dem nüchternen Bekenntniß: „Für das Theater zu schreiben, ist ein Metier, das man kennen soll, und will ein Talent, das man besitzen muß. Beides ist selten; und wo es sich nicht vereinigt findet, wird schwerlich etwas Gutes an den Tag kommen." Herr Hauptmann, dessen Schaffenskraft (man darfs vielleicht noch laut sagen) doch nicht goethisch ist, wirft ein Gedicht, das die Tiefen und Höhen des Menschheitbewußtseins, Menschheitsehnens umfassen soll, in zwei kurzen Herbstmonden hin und bringts ein paar Wochen danach auf die Bretter. Warum? Weil „die Saison" sonst verloren wäre? Nicht gern möchte ichs glauben. Oder weil die Kureten Schwerter und Schilde erklirren lassen und in rasender Begeisterung brüllen: Auch Dieses gelang Dir, wie nie noch einem Meister, und wieder ward Göttliches uns geboren? Der Hofgefahr entgeht selten Einer. Der Dichter des Crampton müßte aber wissen, daß Branntwein nicht die Schöpferkraft mehrt. Und der Dichter der Pippa hat selbst ja beklagt, daß Korybanten allzu oft schon die zarte Schönheit erschlugen. M. H.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Dampfpflüge

bauen wir in den bewährtesten Constructionen.

Strassenlocomotiven

und

Dampfstrassenwalzen

bauen wir gleichfalls als Specialitäten in allen practischen Grössen und zu den mässigsten Preisen.

John Fowler & Co.

in Magdeburg.

Nervenschwäche der Männer.

Ausführliche Prospekte mit gerichtl. Urteil und ärztl. Gutachten gegen Mk. 0,20 für Porto unter Couvert

Paul Gassen, Köln a. Rh. No. 70

HOTEL WILHELMSHOF

BERLIN W. Wilhelmstr. 44
10 Minut. v. Anh. u. Potsd. Bhf.
Vornehme ruhige Lage, komfortable Zimmer.
Franz Vollborth, Hotelier.

Sanatorium Dr. Passow Meiningen i. Thüringen für **Nervenkranke** u. **Entziehungskuren.** Moderne physikalisch-diätetisch geleitete Anstalt mit familiärem Charakter. Besitzer: **Nervenarzt Dr. med. A. Passow.** Langj. Assist.

Regie des Tabacs de l'Empire Ottoman.

Nur die **Cigaretten** und **Tabake** der

Kaiserlich Türkischen Tabak-Regie

bieten die **absolute Garantie** der **Echtheit.**

Man verlange dieselben in allen besseren Handlungen Deutschlands.

Engrosverkauf: Berlin SW., Kochstr. 8.

Dr. Nöhring's Sanatorium

Neu-Coswig i. Sa.

für Lungenkranke

Nur für 24 Patienten I. Kl.

Winterliegehallen. Besondere Berücksichtigung der Verdauung.

Vor Kurzem haben wir gezeigt, auf welche Weise man verschiedene Sectmarken vorurteilsfrei prüft. Kaum eine solche Prüfung dürfte ohne Ueberraschung abgelaufen sein, und es ist jedem zu raten, ebenfalls mal eine solche Probe zu machen. Wir sind eben in der glücklichen Lage, solche Ratschläge zu erteilen, weil die Qualität unserer Marke „Kupferberg Gold" derart ist, daß sie auch den strengsten Prüfungen standhält. „Kupferberg Gold" wird in Qualität, Geschmack und Bekömmlichkeit von keiner anderen deutschen Sectmarke übertroffen.

Sectkellerei Kupferberg, Mainz.

*

Berliner-Theater-Anzeigen

Deutsches Theater

Anfang 7½ Uhr.
Freitag, d. 26, Sonnab, d. 27., Sonntag. d. 28./1.
Der Kaufmann von Venedig.
Montag, den 29./1.
Das Käthchen von Heilbronn.

Neues Theater

Anfang 7½ Uhr.
Freitag, d. 26./1. **Liebesleute.**
Sonnabd, d. 27., Sonntag, d. 28., Montag, d. 29./1.
Ein Sommernachtstraum.

Berliner Theater.

Freitag, den 26./1. Abends 7½ Uhr.
Wilhelm Tell.
Sonnabend, den 27./1. Abends 7½ Uhr.
Kean.
Sonntag, den 28./1. Abends 7½ Uhr.
Der Widerspenstigen Zähmung.
Weitere Tage siehe Anschlagsäule.

Thalia-Theater

Direction: Kren u. Schönfeld.
Bis früh um fünfe m. Thielscher i. d. Hptrolle.
Sonntag, den 28./1. Nachm. 3¼ Uhr. **Charleys Tante.**

Lustspielhaus in Berlin

Direction: **Dr Martin Zickel,** Friedrichstr. 236.
Freitag, den 26., Sonnabend, den 27., Sonntag, den 28./1. 8 Uhr.
Der Weg zur Hölle.
Sonntag, den 28./1. Nachm. 3 Uhr.
In Behandlung.
Die weiteren Tage siehe Anschlagsäule.

Theater des Westens.

Freitag, d. 26./1 Abonnements-Vorstellg **Die Zauberflöte.** Sonntag, d 28./1. Nachm 3 U. ½ Pr **Zar u. Zimmermann.** Sonnab. d. 27. Sonntag, d 28 u. Montag, d 29./1. 7½ Uhr.
Schützenliesel.
(**Fritz Werner** als Gast.)
Weitere Tage siehe Anschlagsäule.

Trianon-Theater.

Heute und folgende Tage, Abends 8 Uhr.
Die Wetterfahne.

Kleines Theater.

Anfang 8 Uhr.
Freitag, d. 26, Sonnab., d 27., Sonntag, d. 28./1.
Kinder der Sonne.
Sonntag, den 28./1. Nachm. 3 Uhr. **Nachtasyl.**
Weitere Tage siehe Anschlagsäule.

Insertionspreis für die 1spaltige Nonpareille-Zeile 75 Pf.

Restaurant und Bar Riche

Unter den Linden 27.

*Dejeuners * Diners * Soupers*

Täglich Concert bis morgens 4 Uhr

Weinhandlung-Restaurant-Betrieb G. m. b. H.

Riesel's Gesellschaftsreisen

nach allen Teilen der Erde. **Italien, Karneval in Nizza, Algier, Tunis,**
Orient, Spanien, Frankreich, Amerika
um die Erde, Nordlandreisen, Jagdexpeditionen, Sonderfahrt, zu den Olympischen Spielen in Athen. **Ausführliche Programme kostenfrei.**

Gegr. 1854. **KARL RIESEL'S Reisebureau.** Gegr. 1854.
BERLIN NW., Unter den Linden 57.

Berliner-Theater-Anzeigen

KOMISCHE OPER

Direktion: Hans Gregor.

Freitag, den 26., Sonntag, den 28. und Montag, den 29. Januar, Abends 8 Uhr.

Hoffmanns Erzählungen.

Sonnabend, den 27. Januar, Abends 8 Uhr. **Die Bohême.**

Weitere Tage siehe Anschlagsäule.

Cabaret

Roland von Berlin

Potsdamerstr. 127. Hansasaal.

Dir. **Schneider-Dunker** u. **Rud. Nelson.**

Tägl. 11 Uhr. Sonnt. 8 Uhr.

Jeden Donnerstag 5 Uhr Tee.

Metropol-Theater

Allabendlich 8 Uhr:

Auf, in's Metropol!

Grosse Jahres-Revue mit Gesang und Tanz in 9 Bildern von **Julius Freund**
Musik von **Victor Hollaender.**

Bender. Giampietro.
Josephi. Frid Frid.
Massary. Steidl, Lilly Walter.

Gebr. Herrnfeld-Theater

am Stadtbahnhof Alexanderplatz.

Täglich:

Familientag im Hause Prellstein

Komödie in 3 Akten v. **A. u. D. Herrnfeld.**

Anfang — auch Sonntags — 8 Uhr.

Vorverkauf 11–2 Uhr.

Passage-Theater.

Walter Steiner **Buddhas Tafel?**

und 14 erstklassige Nummern. Anfang 8 Uhr

Luisen-Theater.

Freitag, d 26/1. Abds 8 U. **Maria Stuart.**
Sonnab d 27/1. 8 U. **Der Kaufmann v. Venedig.**
Sonntag, den 28./1. 8 U **Der Verschwender.**
Montag, d. 29/1. 8 U **Die lustigen Weiber von Windsor.**

Weitere Tage siehe Anschlagsäule.

Als eine erste **Bezugsquelle** für die Beschaffung einer **gediegenen, vornehmen, stilgerechten**

Wohnungs-Einrichtung

empfiehlt sich die **altrenommierte Firma**

Societät Berl. Möbel-Tischler

Dekorationen und Teppiche

Sonderausstellung von Speisezimmern, Herrenzimmern, Salon und Schlafzimmern von 300 M an

Berlin SW., nur a. d. Jerusalemer Kirche 3.

Kopien antiker Möbel

•• Literatur und Proben kostenfrei. ••

Glidin

Dr. Klopfer's Weizen-Lecithin-Eiweiß

ist das hervorragendste Kräftigungsmittel für Blutarme, in der Ernährung Zurückgebliebene, **NERVÖSE.** Tägliche Ausgabe ca. 20 Pfennig. In Apotheken und Drogerien.

Dr. Volkmar Klopfer, Dresden-Leubnitz.

Hochelegante Neuheiten in Juwelen Gold- u. Silberwaren, Tafelgeräten, Uhren etc. aus den **Pforzheimer Gold- u. Silberwaren-Fabriken** bezieht man zu äusserst billigen Preisen von

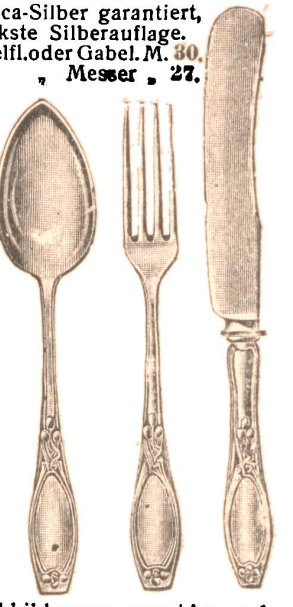
F. Todt, Pforzheim.

Spezialität: **Feinste Juwelenarbeiten mit echten Steinen.**
Versand direkt an Private gegen bar oder Nachnahme.

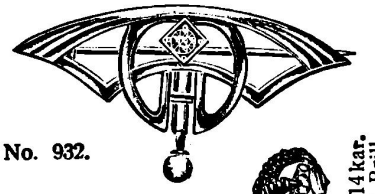
No. 945.
Schlangenring
14 karat. Mattgold m. echtem Rubin und Brillant M. **65.75.**

No. 916. **Moderne Brosche**
14 karat. Gold mit Platinafassung mit **echtem** Brillant und Diamanten
M. 105.—

No. 19. **Modernes Besteck**
Alpacca-Silber garantiert, stärkste Silberauflage.
12 Tafelfl. oder Gabel. M. 30.
12 „ „ Messer „ 27.



No. 3037.
Eleg. Ring
14 karat. Gold mit **echtem** Smaragd Safir oder Rubin und Brillanten M. **450.—**



No. 932.

Moderne Brosche
8 karat. Gold mit Rubin-Mixt und echter Perle
M. **8.25.**

No. 3444 **Nadel.** 14 kar. Mattgold m. echt. Brill. M. 70.— und höher je nach Grösse d. Steines.

Reich illustrierte Kataloge mit über 3000 Abbildungen gratis und franko. — Firma besteht über 50 Jahre, auf allen beschickten Ausstellungen prämiirt. — Alte Schmucksachen werden modern umgearbeitet, altes Gold, Silber und Edelsteine werden in Zahlung genommen.

Heilstätte für Herz- und Nervenkranke

Dr. med. Tilliss. * **Berlin W., Tauenzienstrasse 19 b**

Herzuntersuchung mit Röntgenstrahlen.

Elektrische Dreizellenbäder. Prospekte auf Wunsch.

Dr. Stadelmann's

Klinik für Nervenkranke, Dresden-A., Hübnerstr. No. 2. Gesunde, ruhige, vornehme Lage. Erschöpfungszustände, Schlaflosigkeit, Zwangsvorstellungen, Angstzustände, nervöse Herz- und Magenstörungen, Migräne u. s. w.

Spezial-Behandlung krampfkranker Kinder

sowie reizbarer, schwer erziehbarer, schwach beanlagter u. s. w. Beschränkte Patientenzahl.

Sanatorium Marienbad bei Goslar Harz

Phys. diät. Kuranstalt für Nervenleidende u. Erholungsbedürftige.

Moderne Einrichtungen und Heilfaktoren. Uebungstherapie für Rückenmarksleiden. Luft- und Sonnenbäder. Prospekte durch die Verwaltung.

Aerztlicher Director San.-Rat **Dr. K. Benno.**

Diabetes!

Bauer'sches Spezial-Institut für Diabetiker, Koetzschenbroda Sachsen. Neues kombiniertes, naturwissenschaftlich begründetes **praktisch bewährtes Heilverfahren.**

Verlag von Georg Stilke in Berlin NW 7.

Apostata

von

Maximilian Harden.

7. bis 8. Tausend.

2 Bände à Mark 2,—.

Inhalt vom **I. Band:** Phrasien. Die Schuhkonferenz. Kollege Bismarck. Gips. Genosse Schmalfeld. Franco-Russe. Der Fall Klausner. Die beiden Leo. Der heilige Rock. Das goldene Horn. Der korsische Parvenu. Der heilige O'Shea. Nicäa und Erfurt. Mahadö. Die ungehaltene Rede. Eine Mark Fünfzig. Trüffelpurée. Verein Oelzweig. Sommerfeld's Rächer. Suprema lex. Wie schätze ich mich ein?

Inhalt vom **II. Band:** Bei Bismarck a. D. Lessings Doublette. Maupassant. Der Fall Apostata. Gekrönte Worte. Die romantische Schule. Menuet. She-Ma-Thsian. M. d. R. Eroica. Der ewige Barrabas. Sem. Dynamystik. Der 2½-Bund. Kirchenvater Strindberg. Der Ententeich.

Jeder Band 8°. 14 Bogen elegant broschiert.

Zu beziehen in allen Buchhandlungen.

J. J. Rousseaus Verbindungen mit Weibern

2 Bde. 376 Seiten m. 12 Illustrat.
Broch. 4 M. Geb. 5 M.
Hochinteressant
Ausführl. Prospekte über kultur- u. sittengeschichtl. Werke gr. frco.

H. Barsdorf
Berlin W30. r
Habsburgerstrasse 10.

Schramm & Echtermeyer
Gegründet 1835. Dresden 4.

ca. 500 Sorten Cigarren

Deutsche Fabrikate. Habana-Import.
Helle Farben.

200 Sorten Cigaretten.

Lieferanten vieler Höfe und Offizier-Casinos.
Preisbücher stehen zu Diensten.

Schlossbrauerei Schöneberg

Schöneberg b. Berlin W.

Telephon: Amt IX, No. 5018 und 5424.

liefert ihre vorzüglichen Biere in Flaschen und Siphons für den Familiengebrauch

30 Fl. Schlossbräu (hell) . M. 3,—
30 Fl. Kronenbräu . . . M. 3,—
30 Fl. Schöneberger Cabinet M. 3,—

Pfand pro Flasche 10 Pfg.

Die Biere sind stark eingebraut und ausserordentlich reich an Extraktivstoffen (Nährstoffen, welchen ein mässiger Alkoholgehalt gegenübersteht.

Probebrief. **90 000** gratis.

Lehrgänge in Briefen z. Selbstunterricht verkaufte der

Verlag für Nationalstenographie, Liegnitz 74.

Bestellungen
auf die
Einbanddecke
zum 53. Bande der „Zukunft"
(Nr. 1—13. I. Quartal des XIV. Jahrgangs),
elegant und dauerhaft in Halbfranz, mit vergoldeter Pressung etc. zum Preise von Mark **1.50** werden **von jeder Buchhandlung** entgegengenommen.

Zur gefl. Beachtung!

Einer Mitarbeiterschaft von 800 hervorragenden Persönlichkeiten darf sich der **„Tag"**, die modernste illustrierte Tageszeitung des Erdkreises, rühmen. Seine Bedeutung erreichte der **„Tag"** durch die konsequente Durchführung des Wahlspruches: **„Keiner Partei dienstbar — Freies Wort jeder Partei!"** Ausführlicheres beliebe man dem der heutigen Nummer beiliegenden illustrierten Prospekt zu entnehmen.

Um alle Welt zu überzeugen,

dass der von uns seit ca. 1½ Jahren in den Handel gebrachte

Fromosa Sprudel

tatsächlich ein ganz vorzügliches Nervenstärkungsmittel ist,

haben wir uns entschlossen, **50 000** Originalflaschen, welche pro Stück 2,50 Mk. kosten, **der schnelleren Verbreitung halber** mit 1 Mk. pro Flasche gegen Einsendung des Betrages oder Nachnahme zuzüglich 30 Pf. Portospesen zu versenden.

Da diese Offerte nur ein einmaliges Angebot ist

und nach Versand der fünfzigtausend Flaschen wieder der alte Originalpreis in Kraft tritt, so nehmen Sie diese günstige Gelegenheit wahr, die Wohltat dieses Sprudels kennen zu lernen. **Schreiben Sie sofort** an den General-Vertrieb 7, **M. Kirschmann, Charlottenburg I,** Wilmersdorferstrasse 142, welcher den Vertrieb der 50 000 Flaschen übernommen hat.

Fromosa Gesellschaft
m. b. H.
BERLIN.

„Lesen Sie recht aufmerksam untenstehenden Abschnitt!"

Fromosa Sprudel ist ein **Nervenstärkungsmittel,** welches nach neuester wissenschaftlicher Forschung unter Leitung eines staatlich geprüften Apothekers hergestellt, ärztlich begutachtet und vielfach anerkannt ist Bei Nervosität und Kopfschmerz ist die Anwendung besonders wohltuend und bei regelmässigem Gebrauch die Wirkung anhaltend Für **Kinder, Schwache,** Rekonvalescenten, ältere Personen ein überaus unschätzbares Mittel, schnell zur vollen Körperkraft zu gelangen. Bei Ermattung, Körperschwäche, Muskelschwäche muss der Körper vor dem Schlafengehen eingerieben werden, und nach einem nun folgenden gesunden Schlaf werden die Nerven und der Körper zur frischen Tat neu gekräftigt sein Aber auch gesunden Personen ist der Gebrauch von Fromosa Sprudel sehr dienlich. Namentlich nach viel geistigen als auch körperlichen Arbeiten, nach Tanzen Lauftouren, Jagen und allerlei Sportübungen reibe man den Kopf und Körper mit Fromosa Sprudel ein. Sehr lehrreich ist die Broschüre von Leon Comte de Cerése, welche über die Handhabung dieses Mittels zur sachgemässen Körperpflege genaue Anleitung gibt. Dieses wertvolle Büchlein wird jedem Besteller **gratis** eingesandt.

Fromosa Ges. m. b. H.

Vereinigung der Rechtsfreunde

für allgemeinen Rechtsschutz G. m. b. H.

Berlin N. 24, Oranienburgerstrasse 14, dicht am Hackeschen Markt und Bahnhof Börse.

Jurist. Leitung: **Justizrat Scheda, Dr. jur. Moser.**

Abt. I: **Rechtssachen jeder Art, Klagen, Eingaben, Prozessvertretung etc.**
Abt. II: **Detektiv-Centrale: Beobachtungen, Ermittelungen, Creditauskünfte etc.**
Abt. III: **Incassi! Ausklagung u. Einziehung ausstehender Forderung. im In- u. Ausland.**
Ununterbroch. Sprechzeit 8½—8, Sonntags 9—1. Grundgeb. 0,75, schriftl. 1,10 M. (Briefm.)

Hotel „Cecilie“ Wiesbaden

und **Badhaus.**

Erstklassiges Haus. Allerfeinste freie Lage neben Kurhaus u. Kgl. Theater.
Zimmer von Mk. 3.— an, mit Pension von Mk. 10.— an.

VERFASSER v. Dramen, Gedichten, Romanen etc. bitten wir, sich zwecks Unterbreitung eines vorteilhaften Vorschlages hinsichtlich Publikation ihrer Werke in Buchform, mit uns in Verbindung zu setzen.
15, Kaiser-Pl., BERLIN-WILMERSDORF.
Modernes Verlagsbureau Curt Wigand.

„Observer“

Unternehmen für Zeitungsausschnitte

Wien I, Concordiaplatz 4,
liest alle hervorragenden Tagesjournale, Fach und Wochenschriften aller Staaten und versendet an seine Abonnenten

Zeitungs-Ausschnitte

über jedes gewünschte Thema.

Prospecte gratis.

Strebsame Herren u. Damen

welche durch praktische Ausnutzung der Mussestunden ihr Einkommen erhöhen wollen, bietet sich passende Gelegenheit. Keine Agentur. Auskunft völlig gratis.
Welt-Reform-Verlag, Dresden 30/I.

Cabinet-Comet
Graeger-Sect
Gold & Silber
Zu beziehen durch die Weinhandlungen
Carl Graeger
Sect-Kellerei
Hochheim a.M.

! Lassen Sie doch **andere** Leute sich ärgern über Qualm Schmutz und Rauch. Schaffen Sie sich ein **trautes Heim** m. unseren **elektrischen Zimmeröfen!**

Kryptol-Gesellschaft
m. b. H.
Berlin N.,
Oranienburgerstrasse 65.

Preisliste 110 gratis und franko.

Für Gesellschaften, Skat etc.!

Camphausen-Tönnchen-Siphon

Genannte Biere auch in ½ ¼ ⅛ Literflaschen.

Füllung Mk. 3.— franco Haus.
F. & M. Camphausen, Berlin S. W.
Breslau, Hannover, Stettin.

Mohamed Cigaretten

Die Perle des Orients

Carton à 10 Stück:

№ 2	= 20 Pf.		№ 4	= 40	Pf.
№ 2½	= 25 „		№ 5	= 50	„
№ 3	= 30 „		№ 6	= 60	„
			№ 8	= 80	„

№ 10 = 100 Pf.

erhältlich in den Cigarrengeschäften
nur aecht mit Firma auf jeder Cigarette.

Orientat. Tabak- u. Cigaretten-Fabrik
Yenidze, Inhaber Hugo Zietz, **Dresden.**

Waldemar Stahlknecht, Neuhaldensleben
Kunstkeram. Erzeugnisse
Bronce-Gefässe u. Blumenkübel (Terrakotta)
schiefergraue geschliff. Fonds ⊛ Pol. plast. Goldornamente
Erhältlich i. d. **Luxus**geschäften, **wenn nicht** auch direct.

Internationale Automobil-Ausstellung

Protektor:
Sr. Königl. Hoheit Prinz Heinrich von Preussen

3.—18. Februar * Berlin 1906

Landes-Ausstellungs-Gebäude

Für Inserate verantwortlich: Rob. Bönig. Druck von G. Bernstein in Berlin.